DISIMUS

NACHRICHTENBLATT DER
VEREINIGUNG VON
FREUNDEN U. FÖRDERERN

DER JOHANN WOLFGANG

GOETHE-UNIVERSITÄT

FRANKFURT AM MAIN E. V.

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

7. Jahrgang — Heft 2 Preis 10 Pfg.

Februar 1957

Verlagsort Frankfurt a. M.

Werkprofessoren

Das Geschäftsjahr 1956 stand wieder im Zeichen der Hochkonjunktur. Der Aufsichtsrat der XY Aktiengesellschaft hat deshalb beschlossen, die Dividende auf 8% zu erhöhen. Nach den Gutachten über die Marktlage unserer Aufsichtsratsmitglieder, der Herren Professoren Müller und Maier, werden wir dadurch kein Risiko eingehen.

Solches oder ähnliches kann man aus Geschäftsberichten großer Konzerne, aus Berichten von Handelskammern und aus Parlamentsprotokollen entnehmen. Alle haben gemeinsam, daß ihnen, je nach ihrer Größe, ein oder mehrere Professoren als Mitglieder angehören. Es scheint, als habe der Lehrkörper der Universitäten sich in den Organisationsformen des öffentlichen Lebens aufgelöst. Betrachtet man diese Professoren näher, dann findet man, hat man sich erst einmal durch die Liste ihrer Titel, Obliegenheiten und öffentlichen Verpflichtungen hindurchgelesen, daß sie auch einen Lehrstuhl an einer Universität innehaben.

Unter diesem Auch-Lehrstuhl drängen sich dann an einigen Stunden des Wochenendes die Studenten, um einer Vorlesung, die zwischen eine gerade beendete Tagung und dem zu erwartenden, verkürzten Wochenende eingezwängt ist, zu hören. Kein Wunder, daß man als Student dann eben in einer Auch-Vorlesung, weil dahn die gebotene Materie oft mit der Frische der Praxis gewürzt ist. Dann aber zieht der Professor sich zurück und der Student, mit mancher Frage beladen, wird in seinem Terminkalender neben Versammlungen, Sitzungen und anderen Verpflichtungen ebenfalls einen Termin haben. Dabei braucht er nur Glück und sehr viel Geduld.

Sind die Professoren Manager geworden, jene mit Aufgaben und Verantwortungen überhäuften, gehetzten Menschen, die bald einem Infarkt zum Opfer fallen? Angesichts der Vielzahl derer, die sich zusätzlich zu ihrer Lehrertätigkeit verantwortungsvolle Posten im öffentlichen Bereich aufgebürdet haben, mag es fast so erscheinen. Es ist schwer, Gründe für diese Entwicklung zu finden. Sie wären vielleicht im Gespräch mit jenen Professoren zu erfahren, aber Gespräche dieser Art, die ja nur dem engen Verbundensein von Professor zu Student entspringen können, gehören schon lange der Vergangenheit an. Es bleiben also nur Vermutungen.

Professoren als Gutachter und Berater in öffentlichen Organisationen, ja selbst als Parteipolitiker sind keine neue Erscheinung. Neu allerdings ist der Umfang, in dem sie sich nach 1945 im öffentlichen Leben engagierten. Man sucht nach Begründungen und endet bei Vermutungen. Man fragt, warum gerade nach 1945 jenes Rennen nach öffentlichen Ämtern begann, fast als müsse die in den Jahren der "inneren Emigration" angestaute Aktivität sich nun auswirken und dies vornehmlich im politischen und wirtschaftlichen Bereich. Oder wollte man dem Vorwurf zuvorkommen, die Universität habe in der Vergangenheit versäumt, Entwick lungen außerhalb ihrer Mauern zu erkennen oder zumindest, diese Entwicklung rechtzeitig zu steuern? Nun wolle man aus den Mauern herausgehen und versuchen, eine Wiederholung gleicher oder ähnlicher Umstände von Beginn an unmöglich zu machen. Dann müßten - recht optimistisch betrachtet — die Professoren bald wieder zur Universität zurückkehren können. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall, denn der Schrei nach Experten mit Rang und Namen wird immer lauter. Daß er nicht ungehört verhallt, liegt an der schlechten wirtschaftlichen Lage der Professoren. Mancher mag dabei an spätere, eigene Forschungen denken, deren Kosten in dem Gehalt schon lange nicht mehr untergebracht werden können, an Möglichkeiten, dann erfolgreicher für immer dringender werdende Zuschüsse für die wissenschaftliche Institute sorgen zu können. Der Student wie der Professor stehen heute in einem Stadium des Existenzkampfes, wie es den Bemühungen um die Wissenschaft und damit den Universitäten aicht abträglicher sein könante

Die Bemühungen dieser Professoren um finanzielle Zuschüsse hatten meistens nur den Erfolg, die Universitäten noch einmal über Wasser zu halten, aber zu mehr hat es nicht gereicht. Betrachtet man die Soll- und Habenseite dieser Entwicklung, dann ist man versucht zu sagen, ein Zusammenbruch hätte das finanzielle Fiasko unserer Universitäten nachhaltiger demonstriert als gutgemeinte, aber zu kleine Zuschüsse. Was sie erreicht haben, hat die Sollseite eher belastet als entlastet.

Auf der Sollseite steht an erster Stelle die Forschung. Fast auf allen Gebieten hat Deutschland die verlorenen 12 Jahre wettzumachen und zusätzlich die in einer beinahe überwältigenden Anzahl entstehenden neuen Problemen zu lösen. Das jedenfalls ist der Tenor sämtlicher Kommuniqués der wissenschaftlichen Kongresse der jüngsten Zeit. In einem Land, das mit seinen Ausgaben für Bildung und Forschung im Verhältnis zu anderen europäischen Staaten bedenklich rückständig ist, sind Professoren, die sich außerhalb der Universität mit öffentlichen Aufgaben befassen, Verschwendung, wie alle Kräfte, die Zwangsentwicklungen zufolge an falschen Plätzen angesetzt werden. Deshalb werden finanzielle

(Fortsetzung Seite 10)

Große Wachablösung

Jahren die Personalpolitik des Bundesverteidigungsministeriums zur Debatte stand, entzündeten sich die Leidenschaften. Jedoch seit dem Amtsantritt des Verteidigungsministers Strauß wurde nur noch selten über dieses Thema diskutiert. Von ihm erhoffte man beruhigenden Einfluß auf die Verhältnisse im Ministerium und in der Truppe. Es scheint, als habe der Minister dieser Erwartung entsprochen, denn seit langem standen Persönlichkeiten wie Speidel, Heusinger oder Graf Baudissin nicht mehr im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Das hat sich plötzlich geändert. General Speidel wurde zum Befehlshaber der NATO-Verbände in Mitteleuropa ernannt. Diese Ernennung, könnte man mit ungeteilter Genugtuung aufnehmen, gäbe es nicht untrügliche Zeichen, daß damit nur der Anfang für ein allgemeines Revirement oder wie die Militärs so schön sagen, für eine große Wachablösung gemacht wurde. Es ist kein Geheimnis mehr, daß General Heusinger demnächst eine Funktion im militärischen Rat der NATO übernehmen wird und damit den bisherigen deutschen Verbindungsoffizier in Washington, den General Tempelhof, ersetzen wird. Diese beiden Verände-

Wenn immer in der Öffentlichkeit in den vergangenen hren die Personalpolitik des Bundesverteidigungsministerums zur Debatte stand, entzündeten sich die Leidenschafn. Jedoch seit dem Amtsantritt des Verteidigungsministers rauß wurde nur noch selten über dieses Thema diskutiert. Den ihm erhoffte man beruhigenden Einfluß auf die Verteiltmisse im Ministerium und in der Truppe. Es scheint, als abe der Minister dieser Erwartung entsprochen, denn seit mehr standen Persönlichkeiten wie Speidel, Heusinger der Graf Baudissin nicht mehr im Mittelpunkt des öffentschen Interesses. Das hat sich plötzlich geändert. General

Vor wenigen Wochen machte der militärpolitische Mitarbeiter einer großen westdeutschen Tageszeitung in einem Artikel darüber bewußt vage formulierte Andeutungen. So ist man geneigt, Schlimmes zu befürchten. Er schrieb sozusagen Wenk zum Geleit, man dürfe von dem Inspekteur der deutschen Bundeswehr erwarten, daß er endlich der Vetternwirtschaft im Verteidigungsministerium ein Ende bereite, die Unterabteilungen und Referate vermindere, den Wasserkopf verschwinden lasse, der sich in Bonn gebildet

(Fortsetzung Seite 4)



Welturaufführung (Bericht auf Seite 8)

Falsdgold

In einem Brief an den Bundestagspräsidenten hat Bundesinnenminister Schröder unlängst Material über die Gelder vorgelegt, die in der Bundesrepublik von staatlicher und kommunaler Seite für kulturelle Zwecke aufgebracht werden. So hat, nach den Angaben des Ministers, das kaiserliche Deutschland 1913 für Schulen 1146 Millionen, die Bundesrepublik dagegen 1950 2149 Millionen und 1954 3983 Millionen aufgewendet. Für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung wurden 1913 im Reichsgebiet 166 Millionen, 1954 im Bundesgebiet 1187 Millionen ausgegeben. Die Zahlenrelationen ändern sich freilich ein wenig, wenn diese Ausgaben nicht nur auf den Kopf der Bevölkerung aufgegliedert, sondern auch auf der Basis der Kaufkraft von 1938 errechnet werden. Danach entfielen auf jeden Deutschen an Ausgaben für kulturelle Zwecke: 1913 30,11 Mark, 1928 42,33 Mark, 1936 37,52 Mark, 1949 32,42 Mark und 1954 64,01 Mark. Ohne Berücksichtigung der Kaufkraftrelation zur Reichsmark sind 1954 pro Kopf der Bevölkerung 104,41 Mark ausgegeben worden, während dieser Satz, jetzt nach der Kaufkraft der verschiedenen Währungen berechnet, in England 137, in Holland 100 und in Frankreich 79 DM beträgt.

Ein schmeichelhafter Vergleich? Der Hundertmarkschein, den der westdeutsche Staat für die kulturellen Bedürfnisse eines jeden seiner Bürger aus dem Staatssäckel zieht, soll nicht gering gerechnet werden. Doch muß man daran erinnern, daß in den letzten Jahrzehnten die staatliche Beteiligung auf dem sogenannten kulturellen Sektor auf ebenso eindrucksvolle Weise zugenommen hat. Was früher etwa eine breitere Schicht wohlhabender Bürger, auch aus Gründen der Tradition, getragen haben mag, hat sich heute in eine Behördenreferat und einen Etatposten verwandelt. Auch die soziologische Zusammensetzung derer, die Kultur verwalten, soweit sie sich verwalten läßt, hat sich verändert. Oder es sei daran erinnert, daß sich, zumal bei den Naturwissenschaften, die Sachausgaben für alle Arten von Ausbildung und Berufsvorbereitung, soll sie dem gegenwärtigen Stand des Wissens und der Spezialisierung halbwegs angemessen sein, vervielfacht haben. Der Staat also hat sich nicht von selbst zum Mäzen von Kunst und Wissenschaft bekehrt; soziologische Veränderungen haben ihn in diese Rolle genötigt,

Aber nicht nur aus diesen Gründen mutet es, sozusagen auf statistische Weise, pharisäisch an, wenn Minister Schröder, auf seine Zahlen sich berufend, in dem Brief an den Bundestagspräsidenten hervorhebt, daß Schule, Forschung und Wissenschaft in der Bundesrepublik ihren gebührenden Platz behaupteten — und hinzufügt, diese Feststellungen könnten die in der Öffentlichkeit erhobene Forderung nach Ausbildungsbeihilfen des Bundes für Studenten auf ein gesundes Maß zurückzuführen. Der fühlbare Nachholbedarf könne nur durch organisch wachsende Bemühungen, nicht durch eine plötzliche Verzehnfachung der staatlichen Aufwendungen gedeckt werden.

Wie denn: fühlbarer Nachholbedarf und organisch wachsende Bemühungen? Jedermann, der mit der Sache auch nur peripher befaßt ist, weiß, daß es sich bei Forschung und Wissenschaft oder bei Studentenbeihilfen in der Bundesrepublik nicht um Nachholbedarf, sondern um Notstand handelt, dem nicht mehr durch organisch wachsende Bemühungen — vielleicht mit den kulturellen Eifersüchteleien zwischen Bund und Ländern? —, sondern allein durch rasche und unmittelbare Hilfe begegnet werden kann.

Man sagt in Bonn...

Selten machte es so wenig Freude, der Bonner Politik auf ihren verschlungenen Pfaden zu folgen, selten legten die Politiker aller deutschen Parteien so wenig Wert auf Fairneß wie in diesen Wochen, die den Auftakt zum Wahlkampf bildeten. Verwunderlich, sollte man denken, denn alle diese Politiker wollen doch wiedergewählt werden. Aber dennoch liegt darin kein Widerspruch, denn zwischen den deutschen Parteien scheint auf politischem Gebiet etwas zu bestehen, was Bundesminister Erhard auf wirtschaftlichem Gebiet unter allen Umständen verhindern will: eine Kartellabsprache.

Diese Absprache könnte folgendes zum Inhalt haben: Die vertragschließenden (politischen) Parteien verpflichten sich, den Wahlkampf und seine Vorbereitungen ohne Rücksicht auf guten Ton und gute Sitten zu führen. Fairneß und Moral sind für den politischen Kampf im 20. Jahrhundert überkommene Erfolgshemmungen. Maßstab allen politischen Bemühens ist der Wille zur Macht. Dieses Ziel rechtfertigt jede Handlung.

Den Auftritt eines Kartellbrechers brauchten die vertragschließenden Parteien nicht zu fürchten. Es gibt gegenwärtig in Deutschland keine Partei, die die konsequente Beachtung der Regeln der Ehrlichkeit gegenüber den Wählern auf ihre Fahnen geschrieben hätte. Würde sie morgen gegründet, die Folgen für die bestehenden Parteien wären verheerend. So kommt es für die deutschen Parteien nur darauf an, sich gegenseitig im Stile catch as catch can an die Wand zu spielen.

Man mag uns hier Zimperlichkeit vorwerfen, Mangel an Einsicht und zu idealistische Vorstellungen von der Politik. Man mag behaupten, daß eine gewisse Härte und Rücksichtslosigkeit ein notwendiges Ingredienz des politischen Kampfes kurz vor Wahlen sei. Aber alles sollte dort seine Grenze haben, wo der Staatsbürger und Wähler das Gefühl bekommen muß, daß die Politik nur noch eine Farce darstellt, inszeniert, um ihn und seinen gesunden Menschenverstand zu prellen und zu verhöhnen. Und selbst wenn diese Praktiken völlig unvermeidbar wären (was sie nicht sind), wäre es Pflicht der Jugend, den verantwortlichen Politikern zu sagen, daß sie derartige Methoden im Kampf um die Macht im Staate verachtet. Das Zusammenleben im Staate würde vollends unerträglich, wenn nicht einmal die Jugend sauberere Vorstellungen von der Politik hätte.

Was gibt Anlaß zu derart düsteren Betrachtungen? Die Tatsache, daß nun inzwischen sämtliche Parteien der Bundesrepublik ihre geheiligten Prinzipien über Bord geworfen haben, um sich taktische Vorteile für den Wahlkampf und den berühmten Morgen nach dem Wahltag zu sichern. Den Anfang machte die SPD. Nachdem sie erst im vergangenen Jahr, als die CDU mit ihrem "Grabengesetzentwurf" herausrückte, laut und deutlich erklärt hatte, so kurz vor einer Bundestagswahl dürfe das Wahlgesetz nicht mehr manipuliert werden, ist sie es ein Jahr später, genau acht Monate vor der Wahl, selbst, die eine Änderung des Wahlgesetzes verlangt. Aber es kommt noch besser. Die Sozialdemokratie, die 1918 bei der Gründung der Republik Pate gestanden hat, möchte das Wahlgesetz ausgerechnet zugunsten der königstreuen Bayernpartei geändert sehen, mit der sie in München zufällig in einer Landesregierung sitzt.

Überhaupt: Ein großer Teil der Verwirrung, von der die deutsche Innenpolitik gegenwärtig ergriffen ist, kommt auf das Konto der Münchner Koalition, dieses Parteiensalats, entstanden aus dem Drang zur Macht und den gemeinsamen Ressentiments gegenüber dem Prälaten Meixner, dem Frak-

Attaché im Sterbezimmer

Persönliche Integrität ist diplomatischer Brauch. Botschafter oder Gesandte werden im Gastland nicht Spionage oder Sabotage treiben. Diese Aufgabe verbleibt den ungebundeneren Attachés oder Beratern. Der Chef wird sie zwar nicht offiziell ermuntern; er hat aber kaum etwas dagegen, solange solches Treiben erfolgreich und im Dunklen bleibt. Daß diese Regel nicht nur im Internationalen gilt, bewies ein interekklesiales Ereignis in Bayern. Dort verstarb, wie die Frankfurter Rundschau zum Monatsanfang berichtete, Professor Fendt in seiner Jugend katholischer Geistlicher in reifen Mannesjahren und im Alter namhafter und gelehrter Protestant. Ein beklagenswertes Ereignis mit delikaten Folgen, denn die Beerdigung wurde unverzüglich nach katholischem Ritus vorbereitet. Er habe bei "ganz klarem Bewußtsein" die Sterbesakramente katholisch empfangen, erklärte das Pfarramt Sankt Max. Die Ordensschwestern, deren Krankenhaus der Verschiedene sich anvertraute, hätten dem geschwächten Patienten zugesetzt, verkündete das evangelischlutherische Landeskirchenamt, und vindizierte die Leiche zur evangelischen Bestattung. Dem Wunsch wurde entsprochen, zumal die Witwe ihn unterstützte; "sofort", sagte man dazu in Sankt Max, "erst nach langwierigen Verhandlungen" behauptete die Gegenseite.

Die höheren Behörden, die Botschafter des Glaubens, konnten sich einigen. Denn schließlich ist man offiziell für Toleranz. Was die Attachés, die Frontkämpfer des Glaubens im Zwielicht eines Sterbezimmers taten, ist nicht mehr aufzuklären. Sie taten sicher ihre Pflicht.

K. Walter

tionsführer der CSU im Landtag zu München. Die Konfusion, mit der dieses Vierparteienexperiment begann, hat sich, einem Gartenunkraut gleich, auf die gesamte deutsche Politik übertragen. Ausgerechnet die konservative Bayernpartei nämlich stößt mit in das Horn der SPD, um gegen die allgemeine Wehrpflicht Sturm zu laufen. Sie tut das nur, weil ihr Erzfeind und Hauptkonkurrent, die CSU, genau entgegengesetzter Meinung ist.

Die CSU wiederum hat längst erkannt, daß sie die Wahlnöte der Bayernpartei auf ihre Weise nutzen kann. Rechenexperten haben herausgefunden, daß es der SPD bei allem guten Willen schwerfallen dürfte, der Bayernpartei zu drei Direktmandaten zu verhelfen, falls die Bemühungen, die 5-Prozent-Klausel zu erweitern, fehlschlagen sollten. Ob sie fehlschlagen werden, liegt einzig und allein in den Händen der 54 CSU-Abgeordneten des Bundestages, die dem entsprechenden SPD-BHE-DP-Antrag zum Siege verhelfen könnten. Der Preis der CSU lautet allerdings: Die Bayernpartei muß als Gegenleistung die Münchner Koalition verlassen. Das wiederum ist für die BP eine bittere Pille, denn die Konsequenz wäre eine Koalition zusammen mit der

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE SCHUMANN U. COBET

Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 91494

CSU. Aber das Los, gemeinsam mit den Mannen des Prälaten Meixner regieren zu müssen, ist bitter. Meixner und Hundhammer sind für Zucht und Ordnung, auch beim Regieren. Es ist viel leichter, das Odium des Satellitentums auf sich zu nehmen, als es wieder loszuwerden.

Wo winkt für die BP die Rettung in der Not? Sie ist viel näher und einleuchtender, als man meinen sollte. Bayernpartei-Vorsitzender Professor Baumgartner reiste nach Hannover, um dort mit DP-Chef Hellwege zu verhandeln. Die

Deutsche Partei wird dank des Umstandes, daß ihr in Niedersachsen drei Wahlkreise sicher sind, auf jeden Fall im nächsten Bundestag vertreten sein. Nichts leichter für die Bayernpartei also, als sich an die DP "anzuhängen", deren Anhang in Bayern ohnehin gering ist. Da das Wahlgesetz für jede Kandidatenliste einen einheitlichen Parteinamen für das gesamte Bundesgebiet vorschreibt, müßte sich die Bayernpartei für die Zeit der Wahl den Namen "Bayernpartei, Landesverband der Deutschen Partei" zulegen. Nirgends im Wahlgesetz steht, daß man diese Bezeichnung nach der Wahl nicht wieder ändern und in ihre frühere Form zurückverwandeln darf! Keinen der beiden Verhandlungspartner ficht auch die Tatsache an, daß die Deutsche Partei ein strammer Befürworter der Wehrpflicht ist und sich in dieser Beziehung in schreiendem Gegensatz zur Bayernpartei befindet. Das sind unerhebliche kleine Schönheitsfehler, über die man nicht weiter spricht.

Daß darüber die CDU Konrad Adenauers erbost ist, die letzten Endes der Deutschen Partei 1953 in den Bundestag verholfen hatte, liegt auf der Hand. Der wütende Brief des Kanzlers an Hellwege lieferte den Beweis. Aber die Überraschungen nehmen noch kein Ende: Selbst die CDU, die mit Hilfe ihres "Grabengesetzes" alle Parteien außer der SPD aus dem Bundestag eliminieren wollte und die nicht müde wird, ihre Vorliebe für das Zweiparteiensystem und die Mehrheitswahl zu beteuern, soll bereit sein, in der Frage der 5-Prozent-Klausel mehr Entgegenkommen zu zeigen, wenn ihr die Bayernpartei dafür in München und bei der Kanzlerwahl am Morgen nach dem Wahltag gefällig ist.

Das Fazit ist erschütternd: Es gibt keine deutsche Partei, die nicht bereit wäre, alle ihre Grundsätze zu verleugnen und zu verkaufen, wenn sie dafür die Macht oder ein Teil davon einhandeln kann. Die Moral der deutschen politischen Parteien hat einen noch nie dagewesenen Tiefstand erreicht.

Aber der Bogen sollte nicht überspannt werden. Es hat in Frankreich Zeiten gegeben, zu denen die Leute in den Kinos pfiffen und johlten, wenn während der Wochenschauen Politiker auf der Leinwand erschienen. Das war, als die Regierungen in Paris alle 14 Tage zu wechseln pflegten. Dieses Pfeifen und Johlen war der Ausdruck der Verachtung. So weit können wir es in Deutschland auch noch bringen, wenn unsere Parteien ihre Prinzipien alle 14 Tage wie ausgelaugte Knochen in die Mülltonnen werfen.

... und in Deutschlands Hauptstadt

Am besten man vergißt diesen 31. Januar 1957; noch besser, man vergißt ihn rasch. Die Bundestagsdebatte dieses Tages war die wohl sinnloseste Demonstration, die es im Bundestag zur Frage der Wiedervereinigung bisher gegeben hat.

Gewiß, niemand, und das gilt in besonderem Maße für Berlin, machte sich vor der Debatte irgendwelche Illusionen. Offensichtlich auch in Bonn niemand. Aber was kam, war schlimmer und machte selbst den Nüchternen noch betroffen.

Niemand wird wohl je ergründen können, warum diese Debatte anberaumt und durchgeführt wurde. Über die Wiedervereinigung zu sprechen, ist heute, da offensichtlich keiner ein Konzept hat, nur sinnvoll, wenn man zumindest Mut hat. Mut kann, auf kürzere Sicht betrachtet, ein Konzept ersetzen. Was aber brachte die Bundestagsdebatte?

Mit einem Schuß Zynismus könnte man ihr Ergebnis umschreiben: Wir haben endlich eine gemeinsame Außenpolitik, deren verbindendes Element die Ratlosigkeit von Regierung und Opposition ist. Beide wissen nicht mehr weiter. Nur befindet sich die Opposition in der relativ glücklicheren Ausgangsposition: sie kann so tun, als wüßte sie weiter, da nichts sie zwingt, ihre Behauptungen am unbarmherzigen Korrektiv der Wirklichkeit zu erproben.

Keiner weiß weiter. Das ist das Gemeinsame. Und über alle hastig konstruierten Gegensätze hinweg, ist es auch das allein Entscheidende. Alles andere zählt nicht. Den gegensätzlichen Auffassungen, die im Verlauf der Debatte hervortraten, merkte man nur zu deutlich an, daß sie künstlich forciert waren und den lustlos unternommenen Versuch darstellten, die allgemeine Ratlosigkeit zu verbergen. Sie zählen nicht. Und die Ratlosigkeit haben sie nicht verbergen können.

Warum also diese Debatte? Einige haben geäußert, man sei in diese Auseinandersetzung einfach hineingeschusselt, ohne zu überlegen, ob und was dabei herauskommen könnte. Aber unseren Politikern ein solches Maß von Torheit zu unterstellen, wollen wir uns besser standhaft weigern und uns an die andere aufgetauchte Version halten: Danach soll die Debatte eine Art "offizielle" Eröffnung des Wahlkampfes gewesen und anberaumt worden sein, weil die Opposition die Regierung zu dem Eingeständnis zwingen wollte, sie habe "kein Rezept für die Wiedervereinigung", während die Regierungsparteien ihrerseits das gleiche Eingeständnis von der Opposition hören wollten.

Nun, auch diese Version stellt unseren führenden Politikern kein Zeugnis über Weitsicht und Klugheit aus. Ist man schon ratlos (und bei einigem selbstkritischen Vermögen, das ja auch ein Zeichen politischer Klugheit ist, hätte man es vorher erkennen müssen), so sollte man sich doch nicht leichtfertig in die Situation begeben, diese Ratlosigkeit öffentlich bekunden zu müssen.

Es sei denn, man begegnete dieser Situation — ist sie schon unausweichlich — durch die Flucht nach vorn. Regierung oder Opposition — wer von beiden auch immer durch den anderen zum Eingeständnis seiner Ratlosigkeit gezwungen werden sollte, hätte nur auf eine Art Ansehen und Beifall erringen können: durch das ganz offene, rückhaltlose und mutige Eingeständnis, daß die Wiedervereinigung unter den gegebenen Umständen nicht möglich ist. Eine derartige Erklärung hätte wenigstens den Beifall gefunden den Ehrlichkeit und Mut immer finden werden. Sie hätte auch als heilsame Ernüchterung wirken und deutlich machen können, daß unser größtes politisches Anliegen auch großer Anstrengungen und großer Opfer bedarf. Doch nicht nur, wer die Debatte am Fernsehschirm oder am Lautsprecher verfolgt hat — auch wer sie in den Tageszeitungen nachlas, mußte feststellen, daß dieses Eingeständnis des Nicht-weiter-Wissens verschämt und mit halben Mut gemacht wurde und unmittelbar ausgesprochen nur vom Abg. Kiesinger (und auch das lediglich als Nebensatz auf einen Zwischenruf hin).

So wurde auch die geringste Möglichkeit dieser sinnlosen Debatte vertan. Es war eine unehrliche Debatte. Eine Debatte der vorgetäuschten Gegensätze. Nichts ging von ihr aus, weder Hoffnung noch Ernüchterung. Lediglich Depression, die jedoch weniger auf den recht aussichtslosen Stand der Wiedervereinigungsfrage zurückzuführen ist, (wer wußte das nicht ohnedies?), als vielmehr auf den Stand der politische Dinge in der Bundesrepublik überhaupt. Am besten also, man vergißt diese Debatte und vergißt sie rasch; damit der eine Effekt nicht erst wirksam werde, den sie tatsächlich haben könnte: daß das Wort "Wiedervereinigung" wieder um einige Grade abgenutzter wird.

Man empfahl uns Geduld. Mehrfach wiesen die Redner der Debatte darauf hin. Über die Empfehlung denkt jedoch anders, wer die Zone und die Not ihrer Bewohner ständig vor Augen hat. Wer beobachtet, wie sich die beiden Teile Deutschlands politisch, wirtschaftlich, rechtlich, sozial, und schließlich eben auch menschlich immer weiter voneinander entfernen, der hält "Geduld" für ein schlechtes Wort. Der ist überzeugt, daß wir alle eine Verpflichtung zur Ungeduld haben. Gewiß - vor den Wahlen zum neuen Bundestag werden die Russen sich auf Verhandlungen nicht einlassen. Wir müssen warten, aber doch in Ungeduld warten. Man empfiehlt uns: kommt Zeit, kommt Rat. Aber aus dem Geiste, in dem dieser Satz gesprochen wurde, kommt kein Rat, auch nicht nach noch so viel Zeit. Die Anwendbarkeit dieses Wortes ist doch nur möglich, wo einer umsichtig, phantasievoll und vor allem — mutig die Zeit zu nutzen versteht. Sagen wir also nicht: kommt Zeit, kommt Rat. Sagen wie lieber: kommt Mut, kommt vielleicht auch Rat

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Alexander Böhm, Klaus M. Ellrodt, Sebastian Herkommer,

Norbert Piltzing, Hanns Schreiner. Chefredakteur: Werner Schaffernich

Redaktion: Horst Enders, Udo Kollatz, Hanns Schreiner, Oscar Strobel. Korrespondent in Bonn: Gert Baumgarten.

Korrespondent in Berlin: Joachim Fest. Geschäftsführung: Günter Schwank, Königstein/Ts., Adelheidstr. 24, Tel. 883. Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92,

Ronten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an "DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung", Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 26, Tel. 77 07-41, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht un-

App. 213. Artikel, die int dem Vanhen des Formangezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.

Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der "Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen

Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a, Tel. 55 11 78.

Abonnements zum Preise von 1,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes bei der Geschäftsführung zu bestellen.

Pillen und Stiftzähne

Schon einige Zeit dauert die Tauglichkeitsbeschau eines Teiles des Jahrganges 1937, wobei gewiß viele der Durchleuchteten zum ersten Male erfahren mußten, daß sie kurzsichtig sind, eine belegte Zunge haben oder auch Plattfüße oder einen hohlen Zahn. Diese Mängel hätten sie wohl erst später — wenn überhaupt — feststellen können. Nun, der Staat wird wahrscheinlich in Kürze schon dafür sorgen, das diese Ersatzreservisten vernickelt eingerahmte Butzenscheiben, Halspillen, Knobelbechereinlagen und Stiftzähne

Die derart Gemusterten nehmen aber anscheinend diese vormilitärische Prozedur noch nicht allzu ernst — überdies ist ja auch Faschingszeit -: zur Freude der Lokalredaktionen und Pressefotografen, zur Erbauung der Leser ziehen sie schon wieder strohbehütet und bierehrlich singend durch die Bundesstädtchen, wohl wissend, daß sie sich mit dem k. v.-Büchlein in der Tasche etwas daneben benehmen dürfen. Die Zeitgenossen bleiben stehen und halten Maulaffen feil; manch herziges Jungmädchenlächeln fliegt aus dem Fenster; und sicher sind's nicht wenige, denen dann das Herz in der inzwischen eingefallenen Heldenbrust voller Erinnerung träuft, und vielleicht pfeifen sogar einige die immer neue und ewig junge Werbeschnulze durch eine Zahnlücke mit: "Es ist so schön Soldat zu sein..." Scheint ja tatsächlich zu stimmen. Denn, in Norddeutschland z. B. hat man in einer Ansiedlung für Panzerfahrschüler einen - vorläufig noch vorhandenen - Kasten angebracht, in den die neuen Soldempfänger ihre kritische Stimme — ohne Unterschrift, nota bene! - hineinwerfen dürfen. Und nach Leerung des Kastens stellte man fest: vor allem sprachen sich die Rekrutierten lobend über den überaus herzlichen Willkomm in der neuen Behausung aus (hieß es in einer Radiomeldung); und weiter: man sei gar nicht für einen zu engen Kontakt mit den Vorgesetzten. Anscheinend langweilen sich auch die jungen Kanonenschützen, denn sie möchten mehr Geländeund Nachtübungen haben. Na, vielleicht wollen sie nun selbst einmal den "Todesfahrer von Rock Moorheide" spielen, wenn auch nur mit Platzpatronen und Pappmännchen. K. U. Nath

Schwarz-weiß-grau

Die Prüfungstermine sind nicht nur aus den Anschlägen an den schwarzen Brettern der Fakultäten zu ersehen; diese Termine werden vielmehr allen Studenten präsent durch die in schwarzen Anzügen, weißen Hemden und silbergrauen Krawatten durchs Universitätsgebäude huschenden Kandidaten. Zugegeben, einige dieser Prüflinge sehen Konfirmanden ähnlicher als Männern, die im Begriff sind, ihr Studium abzuschließen. Aber ist das der Grund, warum ihnen die Professoren und Beisitzer in simplen Straßenanzügen gegenübertreten? Sicher nicht. Ebensowenig kann die Hypothese akzeptiert werden, daß die Prüfung für den Kandidaten ein großer, hoffentlich einmaliger Vorgang ist, für den Professor hingegen durch Massenandrang zur Routinebürde verschlis-

sen wurde. Die Professoren könnten sagen: Was wollen Sie? Es liegt bei Ihnen, in welcher Kleidung Sie sich einfinden. In der Tat, darüber bestimmen die Prüfungsordnungen nichts. Wenngleich dieser oder jene Prüfer schon Anspielungen gemacht, ja, einen grauen Anzug und dergleichen mo-

Wer auf Form hält, kann nicht umhin festzustellen, daß hier ein Verstoß gegen sie vorliegt. Auch beim Examen müßte der Grundsatz gelten, daß die Zusammenkommenden sich in ihrer Kleidung entsprechen sollen. Deshalb entweder alle in Straßenanzügen oder alle in schwarz-weiß-grau!

Richard Landers

Ein Kuckucksei?

Im Ghostwriter-Zeitalter bleibt dem Memoirenschreiber, dessen Unkenntnis in eigenen Werken befremdet, auf den Einwand, ob er es denn nicht selbst so geschrieben habe, häufig nur die Ausflucht: "Geschrieben schon, aber aus Zeitmangel bisher leider noch nicht gelesen." Eine seit Dumas gängige Antwort.

Neu ist, daß auch Gesetzgeber sie bemühen. Oder sollte eine auf ihren Ruf so bedachte wie die Frankfurter Allgemeine Zeitung Äußerungen eines Bundestagsvizepräsidenten falsch berichten? Dr. Jaeger, nicht nur Vizepräsident des Deutschen Bundestages, auch Vorsitzender des Verteidigungsausschusses, hat (laut FAZ vom 21. 1. 1957) erklärt,

"der Kriegsdienstverweigerer bei aller Anerkennung einer Gewis-sensentscheidung niemals als Vorbild gelten könne, sondern nur der, der seinen staatsbürgerlichen Pflichten genüge."

Welche staatsbürgerliche Pflicht Kriegsdienstverweigerer nun eigentlich nicht erfüllen, bleibt unerfindlich. Denn im jüngst unter rühriger Mithilfe von Dr. Jaeger verabschiedeten Wehrpflichtgesetz heißt es:

"Die Wehrpflicht wird durch den Wehrdienst oder im Falle des § 25 (d. h. Kriegsdienstverweigerung, Die Red.) durch den zivilen Ersatzdienst erfüllt."

Ex definitione ist ein Kriegsdienstverweigerer also jemand, der gleich allen anderen alle seine Pflichten, darunter die Wehrpflicht, erfüllt, und auch diese in gesetzlich geregelter

Es wäre böswillig, zu unterstellen, daß ein prominenter Politiker wie Dr. Jaeger die Wahrheit veruntreute, nur weil er zufällig zu Offizieren über die Affäre des Generalmajors Herrmann sprach. Auch zu Demagogie bestand eigentlich kein Anlaß, denn Dr. Jaeger hielt keine Wahlrede. Es gibt im Grunde nur eine Erklärung: Dr. Jaeger kennt sein Ge-

Gesetze werden manchmal im Bundestag beraten, bekämpft, in parlamentarischen Sitzfleischschlachten durchgepeitscht, ohne daß ihr Inhalt allen Beteiligten geläufig wird. Man kann sich beim Abstimmen ja schließlich an die Fraktion halten. Daß aber ein so entscheidendes wie das Wehrpflichtgesetz von einem in der Fraktion, im Präsidium und auch im zuständigen Ausschuß so maßgeblichen Mann wie Dr. Jaeger inhaltlich nicht erfaßt ist, daß gerade er so verfänglichen Unsinn von sich geben konnte, das macht die Sache doch verdächtig. Sollte das Gesetz unterschoben, ein Kuckucksei sei? **Udo Kollatz**

Köstliche Geheimnisse

Nach der Heirat im April Nahm jeder an, Sie würden einen Thronfolger zeugen Wie das Gesetz es befahl.

Doch wie der Zufall es will, Wurde es kein Mann. Stattdessen eröffnete den Reigen Ein Mädchen. O Qual!"

Die Welt hat es überstanden. Und wir wollen es bei dem monegassischen Epigramm bewenden lassen, das uns am bisher stolzesten Tag des Herrn Rainier, dem 23. Januar 1957, aus der Feder floß. Wir könnten diesen Fall auf sich beruhen lassen, wenn es nicht um die letzte Verszeile noch einen erbitterten Streit gegeben hätte. Denn ein Historiker sagte ganz in unserem Sinne, daß nach einem 1918 abgeschlossenen Vertrag Monaco an Frankreich fällt, wenn das Haus Grimaldi, dessen letzter männlicher Sproß Rainier III.

ist, aussterben sollte. So herrsche offensichtlich die Erbfolge der Salier. Gründliche Zeitungsleser entgegneten jedoch, daß die Geburt eines Erben — gleich, ob Knabe oder Mädchen — den Bewohnern des kleinen Fürstentums auf jeden Fall die Angst nimmt, eines Tages Frankreich einverleibt zu werden und damit die Steuerfreiheit einzubüßen, die heute das unabhängige Monaco gewährt. In der Tat ein Dilemma, welches zu vollster Zufriedenheit wohl nur so gelöst werden kann, daß Prinzessin Caroline Louise Marguerite einen Bruder bekommt. Gerüchte, daß es zum Weihnachtsfest so weit sein solle, werden vom Hause Grimaldi noch schärfstens dementiert.

Apropos Grimaldi! Ein altes, ehrwürdiges Geschlecht, obwohl der Hochadel es jetzt schneidet, weil die "Märchenhochzeit" vom 19. April des Jahres 1956 nicht standesgemäß war. Doch dieser Schönheitsfehler spielt jetzt keine Rolle. Wie schwer es normalen Sterblichen ist, einer verehrungswürdigen Grimaldifürstin den Rang abzulaufen, hat uns der Papst demonstriert, der eine Katholikin rüffelte, weil sie "das köstliche Geheimnis ihrer Mutterschaft" vor der Zeit verraten habe und es dadurch zum Mittel für die publicity geworden sei. Diese Katholikin war Gina Lollobrigida. Der Kult um Monaco verfällt nicht so strengem Spruch. Denn schließlich sei, dozierte der Historiker, die Familie Pacelli mit der Familie Grimaldi verwandt und die Familie Kelly gehöre zu den einflußreichsten Katholiken des nordamerikanischen Kontinents. Womit wir die köstlichen Geheimnisse abschließen.

Zigarren für Herrn Rowohlt

Man mag noch einen Zusammenhang entdecken, wenn in dem rororo-Band 206 "Nachtflug nach Arras" von Saint-Exupery plötzlich Aralgemisch angeboten wird, obwohl die Verbindung "Flugzeug — Auto: Benzin" reichlich konstruiert ist. Ebenso ist es eine fromme Vergewaltigung des Herrn Ignatius von Lovola (rororo-Band 185), wenn zwischen den Seiten 14 und 15 zunächst ein Hidalgo hoch zu Roß gezeigt wird. Dahinter Palmen, Bogenwerk und eine Mischung von Kirche und Kastell. Der Spanier ist übrigens nicht mit Sicherheit als europäischer Adliger auszumachen; denn als Turbanträger könnte er ebensogut von der islamischen Konkurrenz sein. Dazu die Unterzeile: "So sah es damals aus . . . " Blättern wir um, entdecken wir folgenden Jubelschrei:

> Doch die moderne Welt ist für Ungezählte nur denkbar mit dem (geliebten) Kraftfahrzeug und mit dem Benzol-Gemisch ARAL bleifrei

Damit knüpft Herr Rowohlt aus Hamburg an amerikanische Verhältnisse an, wo - zum Vergleich! - das Radiowesen so atomisiert ist, daß Geschäftsreklamen ungefähr alle fünf Minuten die Sendungen bis auf eine kleine Anzahl ganz repräsentativer Art unterbrechen. Nachzulesen in Herrn Rowohlts Deutscher Enzyklopädie, Band Nr. 9, Seite 102, unterer Absatz. Nachdem er nun genau befolgt, wovor in seinen Büchern gewarnt wird — nämlich vor der wachsenden Atomisierung der Bildung und ihrer Übertragung, die nach Geoffrey Gorer in seinem rororo-Band "Die Amerikaner" die politische Apathie ungemein begünstigt —, nach solch erfolgreichen Ansätzen also, da wundert es dann wohl auch nicht mehr, wenn es in den Erinnerungen Sir Winston Churchills (rororo-Band "Weltabenteurer im Dienst", Nr. 36) auf der obligaten Reklameseite zu folgenden Meditationen eines rororo-Churchills kommt:

> "Dies vermag die Erinnerung so stark wachzurufen wie ein Geruch. Nächst dem ist die beste Gedächtnishilfe eine Melodie oder ein Lied. Ich habe mir eine Melodie im Kopf für jeden Krieg aufbewahrt, den ich mitgemacht habe (welch ein Summen! - hhk -), und eigentlich für jede kriegerische und erregte Phase meines Lebens. Wenn dereinst mein Schiff vor Anker geht, werde ich mir alle die Lieder und Melodien sammeln, und dann werde ich im Sessel sitzen und -

rauchen eine FOX."

Blättern wir um, sehen wir Sir Winston Churchill tatsächlich rauchen. Nur die Foxzigarette ist etwas dick geraten. Es ist eine Zigarre. Dafür verdient Herr Rowohlt in Hamburg mehr als eine Zigarre. Horst Helmut Kaiser



Kennen Sie die vielen Situationen des täglichen Lebens, in denen Ihnen Ihre Bank helfen kann? Besuchen Sie uns, wir beraten Sie mit großer Erfahrung.



FRUHER DRESDNER BANK

Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 7

VDS erwartet Gäste aus Warschau

Lange genug liegen schon die ersten Fühlungnahmen zwischen polnischen und westdeutschen Studenten zurück, lange genug ist auch schon in der Studentenschaft über Form und Inhalt kommender Gespräche diskutiert worden. Nun endlich werden Erwartungen und Spekulationen mit der Wirklichkeit konfrontiert werden: Mitarbeiter polnischer Studentenzeitungen werden offiziell Gast des VDS sein, werden von Berlin aus eine Informationsreise durch die Bundesrepublik antreten. Bei dieser Gelegenheit, so darf man wohl annehmen, werden nicht allein unverbindliche Höflichkeiten ausgetauscht werden — man wird um gewisse politische Themen, die sich bei so einem Besuch aufdrängen, nicht herumkommen. Denn darüber, daß es sich nicht einzig und allein um eine Führung durch den westdeutschen Wirtschaftswundergarten handeln wird, dürften sich alle Beteiligten, selbst jene, die dies, und nichts anderes wünschten, klar sein.

Allerdings sollte man die Erwartungen nicht überspannen, denn die schwerwiegenden politischen Probleme, die das deutschpolnische Verhältnis belasten, sind nicht von Studenten zu klären. Es kann sich lediglich um informelle Erkundungen handeln nach dem Standort und nach der Stimmung des Gesprächspartners. Gelingt es aber, hier echte Ergebnisse zu finden, so ist dies in jedem Falle ein wertvoller Beitrag zur Vorbereitung jener Diskussion, die über kurz oder lang von den Regierungen doch in Angriff genommen werden muß.

Man mag sich zunächst vergegenwärtigen — und dies ist wichtig, da das politische Wunschdenken auch unter Studenten noch

Fortsetzung von Seite 1

Große Wachablösung

habe. Was kann damit gemeint sein? Der genannte Militärkorrespondent gab die Antwort selbst. Er behauptete, die höheren Offiziere des Ministeriums, vor allem die, die schon in der Dienststelle Blanck gearbeitet haben, hätten nur Persönlichkeiten ihres Geistes, vornehmlich aber Offizieren, zu denen sie freundschaftliche Beziehungen hatten, den Eintritt ins Ministerium ermöglicht. Außerdem habe man bei den damaligen Ernennungen subjektive Momente ins Spiel gebracht, was von einem Personalamt, hätte es damals eines gegeben, sicher nicht gebilligt worden wäre. Es ginge wahrscheinlich zu weit, wollte man diesem Gewährsmann unterstellen, er meine, daß bei den militärischen Dienststellen in Bonn korruptionsähnliche Zustände zu irgendeiner Zeit herrschten. Ohne viel Phantasie ergibt sich aus den Zeilen, daß es einflußreiche Leute gibt, die meinen, es sei an der Zeit, den Bürooffizieren Truppenkommandos zu geben, um sie so elegant aus dem Ministerium,, hinauszubefördern" Solche personelle Umgruppierungen sind in jedem Lande üblich und entsprechen in der Regel militärischen Erfordernissen. In der Bundesrepublik vollziehen sie sich jetzt zum erstenmal. Darum sollte man genau prüfen, ob neben nüchternen militärischen Erwägungen dabei nicht auch politische Ambitionen im Spiele sind.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Offiziere des Ministeriums, vor allem die jüngeren unter ihnen, reformfreudiger als der Durchschnitt der Truppenführer sind. Wieviel vom neuen Geist, der die Streitkräfte beleben soll, noch immer nur auf dem Papier steht, ist auch bekannt. Immer wieder ist von Offizieren bei Diskussionen und im privaten Gespräch zu hören, die Demokratie sei für sie kein Problem, denn sie hätten ja auf die Verfassung geschworen und damit sei der Fall geklärt. Jeder Zweifel an der Eidestreue sei ein Versuch der Diffamierung. Eine solche Haltung, so frappierend sie in ihrer Einfachheit wirkt, zeigt eigentlich erst recht die latente Gefahr, in der sich der Staat seit der Existenz der Armee einmal mehr befindet.

Selbst bei angemessenem Respekt vor der Heiligkeit eines Eides und vor der Ehrlichkeit, die Soldaten im allgemeinen eigen ist, bleibt man nicht ganz frei von dem deprimierenden Gefühl, daß bei der Berufung auf den Eid opportunistisches Lippenbekenntnis immer noch im Spiel ist.

Ein junger Offizier, er war einer der wenigen Überzeugungsdemokraten unter den Soldaten, die wir bis jetzt kennengelernt haben, sagte vor kurzem in einem privaten Gespräch, er sei heute mehr denn je der Meinung, daß die Träger des neuen Geistes in der Armee über kurz oder lang zwischen Links und Rechts zerrieben würden. Er meinte damit, daß die junge Armee in ihrem inneren Gefüge schwer an dem versteinerten Gegensatz zwischen Opposition und Regierungspartei leide. Wenn, wie wir nicht hoffen wollen, die zukünftige Verringerung der Unterabteilungen und Referate im Verteidigungsministerium bedeuten sollte, daß man auf die Unterabteilung "Inneres Gefüge" verzichten will, Graf Baudissin und seine Mitarbeiter mit Truppenkommandos betraut, wäre offensichtlich, daß die Krise angebrochen ist. Man sollte in Bonn nicht vergessen, daß Graf Baudissin noch für lange Zeit ein Politikum ersten Ranges immer nicht ausgestorben ist —, daß es in Polen, jedenfalls in der großen Mehrheit der tonangebenden Kreise, keine Abwendung vom Marxismus gegeben hat. Gewiß hat sich die ideologische Situation geändert: Auf den XX. Parteitag der KPdSU folgte das VIII. Plenum der Vereinigten Arbeiterpartei Polens, auf welchem man die Abwendung von der Stalinschen Version des Marxismus wohlüberlegt mit den polnischen innenpolitischen Bedürfnissen abstimmte. Die Erscheinungsform der Weltanschauung wurde freundlicher und konzilianter; trotzdem hat sie im neuen Gewande nichts von dem eingebüßt, was sie von den Grundlagen unseres politischen Denkens unterscheidet. Ganz im Gegenteil: Das Faktum, daß nun an Stelle der kämpferischen die humanistischen Seiten im Werke Marx und Lenins hervorgekehrt wurden, macht die Lehre in der Auseinandersetzung nur gefährlicher. Denn in dem Maße, wie man gewisse Liberalisierungen bis hin



95 Pf. und DM 1,50, mit Lecithin DM 1,80 - In Apotheken und Drogerien

zu relativ freien Wahlen in das System einbaut, nimmt man den Gegnern Angriffspunkte und erleichtert den nichtmarxistischen Gruppen im Volke eine loyale Annäherung an die offizielle Linie. Nur so ist es möglich gewesen, die nationalen Gefühle in die neue Linie einzubauen. Hier bedarf es aber noch eines Hinweises: Man erläge einem großen Irrtum, wenn man glaubte, diese Erscheinungen als Nationalkommunismus ausdeuten zu können, der von Moskau unabhängig seinen eigenen Weg geht. Der Marxismus ist und bleibt eine internationale Bewegung.

Ferner bleibt festzustellen, daß selbst, wenn diese ideologischen Bindungen nicht beständen, Polen außenpolitisch keine freie Hand hat. Eingezwängt zwischen der osteuropäischen Hegemonialmacht und einem ihrer treuesten Satelliten, bleibt keine andere Wahl, als innerhalb des Ostblocksystems zu verbleiben und die Rote Armee im Lande zu dulden. Aber es ist recht zweifelhaft, ob man in Polen, selbst wenn dieser Zwang der Realitäten nicht bestände, eine Lösung aus dem politischen und militärischen Verbande überhaupt wollte! Die Macht der Sowjet-Union bleibt zuletzt doch der einzige Garant der Oder-Neiße-Grenze

Diese politischen Gegebenheiten — so wenig freundlich sie im Augenblick für den Beobachter in der Bundesrepublik aussehen — hindern Polen seit geraumer Zeit nicht, Kontakte zu westlichen Ländern, besonders zu Frankreich und der Bundesrepublik zu suchen. Trotz mancher berechtigten Ressentiments aus der Kriegszeit sind Berichte über das kulturelle Leben Westdeutschlands in jeder Zeitung und Zeitschrift Polens zu finden, ein beschränkter wissenschaftlicher Austausch ist schon im Gange.

Das Interesse an wirtschaftlichen Dingen ist groß. Trotzdem mutet es sonderbar an, zu erleben, wie im gleichen Moment, in dem man versucht, mit Westdeutschland ins Gespräch zu kommen, man keinerlei Schritte unternimmt, die deutschen Minderheiten, die in Schlesien, Pommern, Masuren und im Ermland verblieben sind, kulturell und politisch aus dem Status von Staatsbürgern dritter Klasse zu heben. Und seltsam ist es, daß im gleichen Augenblick, in dem die ersten Fühler zum politischen Gespräch mit Westdeutschland ausgestreckt werden, in den Verwaltungsgebieten den polnischen Neusiedlern der Besitz des zugeteilten Landes ausdrücklich verbrieft wird.

Es wäre unmöglich, zu fordern, daß alle diese Probleme schon jetzt gelöst werden, und es wäre unsinnig, selbst in den Fragen, in denen wir uns im Recht befindlich glauben, mit ultimativen Forderungen zu arbeiten. Wichtig ist vor allem, zu erfahren, ob es überhaupt möglich ist, eine gemeinsame Gesprächsgrundlage zu finden. Daß alle Seiten den oftmals beschworenen guten Willen mitbringen, sollte selbstverständlich sein — der gute Wille allein genügt aber nicht. Wirkliches politisches Gespräch heißt, sich auf den Boden der Humanität und der Menschenrechte zu begeben. Und hier gilt es zu forschen, ob die humanistische Version des Marxismus, wie sie in Polen praktiziert wird, wirklich jene Grundlagen enthält. Erst dann wäre er einer weiteren Diskussion wert.

Auch das Recht ist unteilbar. Das heißt nicht, daß wir uns in die Brust werfen sollten, um unser gutes Recht in bezug auf die Gebiete unter polnischer Verwaltung oder anläßlich einer Unterhaltung über die deutschen Minderheiten zu fordern. All diese traurigen Verhältnisse sind nicht ohne unser Verschulden zustande gekommen. Man wird aber vielleicht neue Lösungen in der Territorialfrage diskutieren können, wenn es gelingt, unsere polnischen Partner zu überzeugen, daß weder die gegenwärtige westdeutsche, noch eine künftige gesamtdeutsche Politik in feindlicher Weise gegen Polen gerichtet sein wird.

Die Diskussion dieser Themen wird sich nicht vermeiden lassen, da sie uns und unsere polnischen Gäste am meisten beschäftigen. Jedoch muß noch einmal betont werden, daß es unsere Aufgabe ist, lediglich die Stimmung zu erkunden, und unseren Gästen die Versicherung zu geben, daß man in Zukunft nicht mehr von der "deutschen Gefahr" sprechen kann.

Heiko Körner

Dwight D. Eisenhower - five Minutes to Noon

"Der Präsident hat die Pläne genehmigt, nach denen Amerika im Rahmen des Geophysikalischen Jahres zwischen Juli 1957 und Dezember 1958 unbemannte, künstliche Erdsatelliten einsetzen wird, die die Erde umkreisen sollen. Dieses Projekt dient ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken, seine Ergebnisse sollen den Wissenschaftlern der ganzen Welt zugänglich sein."

Mit diesem Geleitspruch des amerikanischen Präsidenten betritt der Besucher die Ausstellung "Unbegrenzter Raum" in den Frankfurter Messehallen. Nach unserem Bericht über die Ausstellung "Weltall — Erde — Mensch" im Gebäude der Magdeburger Stadtbibliothek ("Josef Wissarionowitsch Stalin — Half past Noon", DISKUS, Januar 1957) ließe sich nun in herrlicher Umkehrung sagen: "Mensch — Erde — Weltall" in Frankfurt. Doch die Umkehrung ist nur ein Wortspiel. Schon bei der Darstellung des Universums in den Magdeburger Räumen fanden wir jene seltsame Mischung von Nüchternheit und Pathos, die in lapidaren Worten verkündet: "Heute sind wir in das Zeitalter der Atomenergie eingetreten. Morgen werden unsere Nachkommen das Problem der interplanetarischen Verbindung lösen." Hüben wie drüben der Griff nach den Sternen! Und wo in Magdeburg die Ausstellung endete, wurde sie bruchlos in Frankfurt fortgesetzt.

Bevor wir die Magdeburger Ausstellung verließen, standen wir vor einem dünnen, roten Seidenvorhang. Ein gelber Hammer reckte sich — eine liegende Sichel kreuzend — bis an einen Stern, der sich leicht im Wind des Entlüfters bewegte. Wir schoben den Stoff beiseite und befanden uns in einem tiefblau ausgeschlagenen Raum, dessen Dunkelheit durch eine kleine elektrische Birne eher noch verstärkt als vermindert wurde. Aus dem Dunkel leuchteten uns Bretter entgegen. Die Bretter einer neuen Welt? Die hinter einer Glasscheibe sitzende Kassiererin verriet uns die jüngsten Pläne. Eine Weltraumrakete soll aufgestellt werden. "Als Modell", ergänzten wir; denn sie sprach schon so, als ob zwischen Traum und Wirklichkeit kaum noch ein Unterschied wäre.

In Frankfurt empfing uns wiederum ein dunkelblau ausgeschlagener Raum. Verloren einige Stühle darin. Dann erlosch das Licht. Ein Bildwerfer projizierte beklemmende und großartige Versuche um und mit Raketen auf die weiße Leinwand. Und dort vorn, fast das gleiche Gesicht, wie es schon Robert Jungk sah: "Es schaut mich immer wieder aus dunklen Augenhöhlen mit einem verschwommenen, fast gebrochenen Blick an. Und ich muß zu ihm zurückschauen, muß diese aufeinandergepreßten

Lippen wiedersehen. Er ist beinahe nackt, dieser Junge. Außer einer kleinen Badehose trägt er auf seinem Körper nur noch zwei Gurte aus Nylon, mit denen er an einen gepolsterten Sitz gefesselt ist. Dieser Sitz aber befindet sich in einer offenen Gondel auf dem äußersten Ende eines langen, schrägen Tragarmes, der erst langsam, dann mit immer größerer Beschleunigung um seine Mittelachse bewegt wird. Eine Glocke schrillt. Das ungewöhnliche "Karussell' beginnt sich schneller und schneller zu drehen. Das Bündelchen Kreatur da oben auf seinem Sitz wischt rasend rasch und immer noch rasender vorbei."

Neues Bild: Versuch in einer Hitzekammer. Schließlich Oberst J. B. Stapp in seinem Raketenschlitten, der mit ungewöhnlicher großer Beschleunigung davonjagt. Auch hier aufeinandergepreßte Lippen, ein qualvoll aufgeblähtes Gesicht mit verquollenen Augen, über die sich schließlich das Dunkel einer wohltätigen Ohnmacht senkt. Wieder und wieder jagen Raketen in die Höhe. Einige schon beladen mit Lebewesen: Affen und Mäusen, die hilflos im schwerefreien Raum taumeln. Ein Fallschirm trägt sie wieder in die Tiefe, wo die Schimpansen als erstes einen Apfel bekommen, während die nächsten Raketen am Start stehen. Ad majorem gloriam mundi! Und worin unterscheiden sich hier Ost und West?

Gilt nicht auch für die östlichen Forscher und Ingenieure, was Geoffrey Gorer in "Die Amerikaner" (Rowohlt-Enzyklopädie) schreibt: "Ihre Haltung vor den Dingen ist ungetrübt von Zwiespältigkeit, heiter, klar und vertrauensvoll, kühn und schöpferisch in einem Maße, wie es noch von keinem Gemeinwesen der Welt erlebt und erahnt wurde; seinem Werkstoff steht der Amerikaner als absoluter Herrscher gegenüber." Um so als herrschender Mensch selbst noch zum Werkstoff, zum Objekt zu werden, können wir nach unseren Beispielen ergänzen. Der Analogieschluß ist wohl erlaubt, daß für die Experten des Ostens bei der Absicht, den Weltraum zu erreichen, dieselben Bedingungen gelten, unter denen die westlichen Forscher arbeiten und von denen wir einige darstellten.

Die Tendenz, daß der Mensch zum bloßen Funktionsträger in einem, wenn auch erregend komplizierten technischen Mechanismus wird, läßt sich unter den besonderen Bedingungen, die für den "unbegrenzten Raum" gelten, doppelt deutlich ablesen. Wie kann der Mensch noch frei handeln, wenn der Luftdruck, auf den sein Organismus abgestimmt ist, so gering wird, daß sein Blut blasiger Schaum wird und zu kochen anfängt? Wie soll er auf seine Instrumente achten und auf seinen Flug, wenn er schneller als ein Geschoß dahinjagt. So bleibt nichts anderes übrig, als ihn einzuzwängen in Anzüge, die seinem Organismus die gewohnten Lebensbedingungen ersetzen, ihn in einem halb liegenden "Sitz" zu schieben, von dem aus er ohne viel Bewegungsfreiheit nur zwei Hauptinstrumente zu bedienen hat. So vollzieht sich, jedenfalls für den phantasievollen Leser, hier tatsächlich jene Identität von Subjekt und Objekt, von der die Philosophen solange geträumt haben. Ob diese hier freilich in dem von ihnen gemeinten Sinn ist, erscheint uns fraglich.

Die Voraussetzungen für unsere Forschungsarbeiten sind nicht zuletzt auf die Tätigkeit der deutschen Universitäten und Hochschulen zurückzuführen, aus deren Hörsälen jetzt wieder gut ausgebildete junge Naturwissenschaftler und Techniker zu uns kommen. Darüber hinaus erkennen wir dankbar die an den Lehrstätten und Instituten betriebene Forschung an, auf der die Praxis aufbaut.

Ein Werk der Großchemie ist ohne Forschung nicht denkbar; denn sie ist die Grundlage für die Entwicklung neuer Erzeugringsverfahren. Deshalb haben die FARBWERKE HOECHST AG, und ihre Tochtergesellschaften in den letzten vier Jahren für Forschungszwecke 211 Millionen DM aufgewendet, davon allein 1955 69 Millionen DM, das sind 5,4% vom Umsatz.

FARBWERKE HOECHSTAG. vormals Meister Lucius & Phrining FRANKFIERT (M)-HOECHST

ns fragiich. Horst Helmut Kaiser

Freie Universität – Brücke zum Osten

Der Wagen- und Motorradpark vor dem Henry-Ford-Bau in Dahlem, dem Gebäude der Freien Universität Berlin, unterscheidet sich nicht von dem irgendeiner westdeutschen Universität. Die gutgekleideten Studenten beherrschen das Bild in der Wandelhalle. Trotzdem ist die Studentenschaft — betrachten wir den Lebensstandard - in zwei Klassen getrennt, die sich erheblich voneinander unterscheiden. Gewiß kennen wir überall krasse Gegensätze im studentischen Lebenszuschnitt, und wir würden von Berlin nichts Neues berichten, wäre nicht dort der schlecht gestellte Teil mit der erheblichen Zahl der aus der Ostzone und aus Ost-Berlin Geflüchteten fast identisch. Das Mitgefühl mit diesen geflohenen Deutschen reicht nicht aus, vielmehr müssen wir Kontakt aufnehmen. Eine Selbstverständlichheit? Täuschen wir uns nicht über die Barrieren, die soziale Unterschiede errichten? Sie erschöpfen sich leider nicht darin, daß der eine ein Auto hat und der andere nicht einmal einen guten Anzug. Der Unterschied liegt tiefer: im Bewußtsein, im Denken, in der Haltung der Gesellschaft gegenüber! Die Überbrückung des Gegensatzes erweist sich als viel schwieriger, als wir zuerst annahmen. Voraussetzung des Kontaktes, der sich nicht auf ein paar unverbindliche Floskeln beim Mittagessen beschränkt, ist unser persönliches Gespräch, ist unsere Bereitschaft, dem anderen ohne Vorbehalt gegenüberzutreten, um für seine Meinungen offen zu sein. Es wird zu oft vergessen, daß der mitteldeutsche Kommilitone acht. zehn oder zwölf Jahre seiner Entwicklung in sehr anderen Verhältnissen gelebt hat als wir. Selbst wenn er nicht nur als keine Möglichkeit fand, drüben zu studieren, sondern bewußt die Freiheit des Westens, die Ideen des christlichen Abendlands suchte und deshalb nach West-Berlin flüchtete, selbst dann ist er nicht automatisch "einer der Unsrigen", dem die Verhältnisse der freien Marktgesellschaft und deren Überbau durchsichtig und verständlich sind. Wollen wir im Ernst, daß er sich servil bemüht, spätestens nach einem Semester "gleichgeschaltet" zu sein? Wer wäre entzückt von solchem Opportunismus? Die Fremdheit, die sich zwischen West- und Ostdeutschen mit langsam wachsender Intensität gebildet hat, heißt es zu überwinden, nicht verdrängen. Hören wir uns den Gesprächspartner

Diamat-Seminar in Berlin

Vom 10. bis 17. Februar findet in Berlin wieder ein Seminar über den Dialektischen Materialismus statt, an dem fünfzig hessische Studenten, vom VDS ausgesucht, teilnehmen werden. Als Veranstalter zeichnet das Amt für gesamtdeutsche Studentenfragen, das seine Mittel aus dem Ministerium für gesamtdeutsche Fragen erhält. Die Diamat-Seminare sollen den westdeutschen Studenten die geistigen Grundlagen des Kommunismus vermitteln und sie mit den Problemen der ehemaligen deutschen Hauptstadt (in ihrer Frontstellung gegen die DDR) vertraut zu machen. Da bisher die Erfolge nicht allzu groß gewesen sind — die meisten Teilnehmer waren bisher Selbstverwaltungsfunktionäre —, wurden bei der diesjährigen Auswahl andere Maßstäbe als bisher angelegt. Entscheidend sollte sein, daß die Teilnehmer tatsächlich an den Ost-Westproblemen und somit am Thema des Seminars interessiert sind, daß sie aus möglichst allen Fakultäten kommen und damit gerechnet werden kann, daß sie nach der Reise ihre Erfahrungen in den Dienst der ganzen Studentenschaft stellen werden. Dafür bietet sich in Frankfurt eine neue Möglichkeit. Wie an anderen deutschen Hochschulen schon vorher, ist hier vor einigen Wochen ein Ost-West-Arbeitskreis gegründet worden, der sich vorgenommen hat, die marxistische Theorie und ihre politischen Auswirkungen zu studieren und im Besitz dieses Wissens, Kontakte mit einzelnen Studenten oder Gruppen mitteldeutscher Universitäten aufzunehmen. So positiv diese Intention erscheint, so ist doch der Hinweis

So positiv diese Intention erscheint, so ist doch der Hinweis angebracht, daß sowohl beim Diamat-Seminar wie beim OstaWest-Kreis für ihren Erfolg entscheidend ist, daß die Auseinandersetzung mit der marxistischen Lehre ernst genommen wird. Es geht nicht anders, als daß der in Westdeutschland Erzogene im Studium der Theorie das ihm so fremde dialektische Denken nachvollziehen lernt. Nur dann könnten Diskussionen mit jungen Menschen aus der DDR oder aus Polen eine Erfolgchance haben. Vor allem aber darf der westliche Student nicht im Gewand des Missionars erscheinen: ein überlegener Rechtgläubiger mit dem Lächeln des Alleinseligmachenden!

Letzte Meldung

Das hessische Kultusministerium hat den Studentenorganisationen mitgeteilt, daß für 1957 eine "gewichtige" Erhöhung der Mittel für Stipendien zu erwarten sei. Im Rechtnungsjahr 1956 sind für Erziehungsbeihilfen zur Förderung von Studenten an den vier wissenschaftlichen Hochschulen des Landes 100 000 Mark zur Verfügung gestellt worden. Für einmalige Unterstützungen an bedürftige Studenten, die keine Erziehungsbeihilfen erhalten können und auch aus Mitteln des Bundes nicht gefördert werden, stehen den Landeshochschulen 37 000 Mark zur Verfügung. Der Gebührenausfall durch die Unterrichtsgeldfreiheit betrug 1955 2,75 Millionen Mark. 216 000 Mark wurden Studenten erlassen, die an sich Gebühren hätten zahlen müssen. Außerdem werden vom Land für verschiedene Stiftungen zur Förderung von Studenten jährlich 16 000 Mark bereitgestellt.

also an, lassen wir seine Meinungen gelten, auch wenn sie uns unangenehm in den Ohren klingen, und versuchen wir dann uns mit ihm auseinanderzusetzen. Einmal dienen wir unseren Vorstellungen von Demokratie und Freiheit damit besser, zum andern können die zu uns Geflüchteten einmal die Brücke bilden, wenn die zwei Teile Deutschlands wieder zu einem ganzen Staat werden

Das Modell der Wiedervereinigung auf akademischer Ebene ist die Freie Universität Berlin; sie spielt die Rolle der Versuchsstation, weil hier der größte Anteil ehemals ostzonaler Studenten und eine jährlich wachsende Zahl Westdeutscher zusammenkommen. Ihr Name drückt die Forderung aus, die wir an sie stellen: eine geistig freie Atmosphäre für alle zu garantieren, Platz zu lassen für die geistige Auseinandersetzung, die Gleichschaltung ebenso zu vermeiden, wie die offene Intoleranz. So erzeugt sie das Klima, das unserem Ost-Kommilitonen nicht die Zuversicht in unsere Bereitschaft zur Verständigung nimmt, das Klima, das uns Westdeutsche näher heranführt an die geistige Problematik der sich bekämpfenden Weltordnungen.

Dieses Modell der deutschen Wiedervereinigung hat sich bisher schlecht bewährt. In einem stärkeren Maße noch als in der Bundesrepublik — aus erklärlichen Gründen zwar — tritt eine Überheblichkeit der westlichen Lehrmeinung an den Tag, die den Begriff freier Meinungsbildung zur Phrase macht und vielleicht nur aus Unsicherheit geboren ist. Die Freie Universität ist viel eher das Modell dafür, wie Wiedervereinigung nicht geht; sie ist der Ausdruck für die Meinung, die Ostzone werde einmal alles dankbar übernehmen, was wir im westdeutschen Bundesgebiet konserviert und restauriert haben! Diese Atmosphäre erschwert aber auch die persönliche Kontaktaufnahme, weil die westdeutschen Studenten im Klischeedenken des "westlichen Gedankenguts" noch bestärkt werden, dabei aber dessen Widersprüchlichkeit nicht erkennen. Dieser Tatbestand enthebt uns nicht der Pflicht, uns dennoch darum zu bemühen, im Gegenteil: was die Universität versäumt hat, hole der Student nach

Im Sommersemester fahren wieder viele westdeutsche Kommilitonen in die geteilte Stadt, sei es im Austauschprogramm oder sei es auf eigene Kosten. Sind sie sich klar, daß Berlin nicht ein Studienort ist wie jeder andere? Wollen sie nur den eigentümlichen Nervenkitzel erleben, mit der S-Bahn in den volksdemokratischen Sektor zu fahren, rote Spruchbänder zu lesen, und die Stalinallee mit dem Kurfürstendamm zu vergleichen? Sie wollen zweifellos mehr, wenn es ihnen um ihr Studium in Berlin ernst ist: den Flüchtlingen freie Meinungsäußerung, d. h. Anerkennung ihrer Probleme zu bieten. Vielleicht muß man aber in Zukunft die Zulassung der westdeutschen Studenten an die FU in



diesem Sinne strenger handhaben, damit nur die Geeignetsten ins "Bollwerk westlicher Kultur" geschickt werden. Die Geeignetsten sind aber die, welche sich persönlich dafür einsetzen wollen, daß unser Verständnis für die Verhältnisse des Ostens offen bleibt, und daß die politische Stunde der Wiedervereinigung geistig vorbereitet wird. Der Numerus Clausus, der jetzt nur die Ostflüchtlinge und die Berliner trifft, sollte, läßt er sich schon nicht ganz umgehen, auf diejenigen von uns Anwendung finden, die kein Verständnis für die geschichtlich bedeutsame Aufgabe der Freien Universität mitbringen.

Nachrichten

Deutschland

Zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses sind die Beihilfemittel für die Studierenden in Rheinland-Pfalz verdoppelt und die Zahl der Assistenten- und Dozentenstellen an der Mainzer Universität wesentlich erhöht worden. FAZ/DISKUS

Wie der Stifterverband für die deutsche Wissenschaft mitteilt, hat Professor Ludwig Erhard aus Anlaß seines 60. Geburtstages den Wunsch geäußert, den akademischen Nachwuchs im verstärktem Maße zu fördern. Zur Verwirklichung dieses Gedankens hat der Stifterverband im Einvernehmen mit den Verbänden der deutschen Wirtschaft die Einrichtung der "Ludwig-Erhard-Stiftung zur Förderung des akademischen Nachwuchses" übernommen. Der Stifterverband hat gleichzeitig die Unternehmen der gewerblichen Wirtschaft und die frei Berufstätigen aufgefordert, der Anregung Professor Erhards durch Spenden zu folgen. Professor Erhard schlägt vor, die Mittel die einem Sonderkonto zufließen, auch zur Finanzierung des Studiums junger deutscher Akademiker im Ausland und junger ausländischer Akademiker an deutschen Hochschulen zu verwenden.

Polen

Eine bedeutsame Resolution über die Rolle und Aufgaben des polnischen Studentenverbandes ZSP faßte die Exekutive dieses Verbandes während ihrer vierten Plenarsitzung. Darin heißt es, daß die Exekutive des polnischen Studentenverbandes es für notwendig halte, in Anbetracht der veränderten Lage die Rolle des Verbandes einer Revision zu unterziehen. Folgende Beschlüsse wurden gefaßt:

1. Der polnische Studentenverband ZSP soll wieder eine Körperschaft werden, die es ihm ermöglicht, die gesamte Studentenschaft vor den nationalen Behörden und auf internationalem Gebiet zu vertreten. Nach Ansicht der Exekutive soll der Verband polnischer Studenten auch seine eigenen Kandidaten für die nächsten Parlamentswahlen aufstellen und einen Sitz in den Fakultätsräten oder dem Rat der einzelnen Hochschulen mit vollem Stimmrecht erhalten. 2. Der polnische Studentenverband soll wieder den Charakter einer Vertretung aller Studenten tragen. Er muß daher auch den Studenten der verschiedensten Geistescrichtungen und Meinungen Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Aktivität geben. 3. Der Verband muß sich bemühen zu erreichen, daß ZSP und die Studenten selbst für die ihnen anvertrauten

Güter wie Studentenheime, Kantinen, Klubs usw. mitverantwortlich sind. Der Verband soll sich ferner bemühen, den Studenten für die Zeit der Ferien Arbeitsmöglichkeiten zu beschaffen und zu diesem Zweck ein besonderes Büro einrichten. Außerdem wird es zur Verbesserung der Studienmöglichkeiten notwendig sein, einen Hilfsfonds zu errichten. 4. Sowohl die Aktivitäten als auch die Abteilungen des Verbandes müssen dezentralisiert werden. Diese Dezentralisation soll gleichermaßen die wissenschaftliche wie die kulturelle Tätigkeit der Studenten betreffen. Als unerläßlich zur Durchführung aller dieser Veränderungen wird die Garantierung voller Autonomie des Verbandes angesehen. Es werde nunmehr nötig sein, jeder Politik der Beeinflussung durch die Parteikader oder die "Union der polnischen Jugend" ein Ende zu machen.

Mit 98% der abgegebenen Stimmen wurde der Chefredakteur der polnischen Studentenzeitung "Po prostu", Lasota, als erster Vertreter seines Warschauer Wahlbezirkes in den Sjem gewählt. Auf der Wahlliste hatte sein Name erst an sechster Stelle gestanden.

"Czaro na białym" an "DISKUS"

"Czarno na bialym" heißt "Schwarz auf Weiß" und ist der Titel einer polnischen Studentenzeitschrift, die in Krakau erscheint. Das entnehmen wir einem in gutem Deutsch abgefaßten Brief, den die Redaktion der "Czarno na bialym" vor einigen Tagen an uns sandte. In dem Brief, der weder mit "Liebe Friedensfreunde" beginnt, noch mit volksdemokratischen Friedensbeteurungen endet, schlägt uns die Redaktion einen gegenseitigen Meinungsaustausch vor. Da heißt es:

"Besonders interessieren uns die Informationen aus dem Leben der Studenten, die künstlerischen Angelegenheiten, die Schöpfungen besonders der jungen Studenten der Plastik, Literatur und im Theater. Wir möchten sehr gerne die photographischen Aufnahmen und artistischen Reproduktionen sehen. Ebenfalls sehr gerne möchten wir Eure originellen Schöpfungen, Gedichte, Erzählungen, bei uns verbreiten, die in unserer Wochenschrift in polnischen Übersetzungen erscheinen sollen".

Die Redaktion des DISKUS wird bald antworten, daß wir diesen gegenseitigen Austausch gern annehmen. Vielleicht können wir schon in naher Zukunft die ersten Nachrichten und Artikel von der "Czarno na bialym" abdrucken.

Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Literatur

Die Gegenwart Im Verlagshaus Frankfurter Societäts-Druckerei

Herausgegeben von: Max von Brück, Michael Freu d, Robert Haerdte, Fritz Hauens ein, Herber Küsel, Albert Oeser, Benno Reifenberg, Dolf Sternberger

Im neuesten Heft finden Sie u.a.:

Das wahre Übel — Leitartikel zum Wahlgesetz · Ein Volk geht seinen Weg — Reisebericht aus Israel · Aus einem indischen Tagebuch · Über Friedrich Schlegel · General Speidel — Eine

neue Aufgabe · Ein Nachwort zur außenpolitischen Debatte im Bundestag — Exempel Schleswig-Holstein · Streik noch zeitgemäß? Interessenten erhalten auf Wunsch von uns gern ein kostenloses Probeexemplar.

Zeitkritische Beiträge in der Tradition der Franksurser Zeisung Kommentare — Vierteljahres-Übersichten

Studentische Mitberatung

Der Verband deutscher Studentenschaften berät ein Memorandum seines Hochschul- und Sozialausschusses zu den Möglichkeiten einer Hochschul-

reform

Der DISKUS hat in seiner Dezemberausgabe den Inhalt des ersten Teils dieser Vorschläge veröffentlicht. Besonders das Problem der studentischen Vertretung im Senat verdient Beachtung, weil hier eine der Fragen sichtbar wird, die von den Studenten in eigener Initiative mit den Gremien ihrer Hochschule ausgehandelt werden können.

Keine Rechtsnorm ist öfter in aller Munde, als es Verfassungsnormen sind. Doch die Präzisierung der Norm gewinnt dadurch nichts. Die Garantie der Selbstverwaltung der Universitäten ist in Art. 60 der Hessischen Verfassung (Abs. V., HV) niedergelegt. Da der nach langer "AStA-loser" Zeit neugewählte Vertreter der Studentenschaft in einer Pressekonferenz in dieser in der Geschichte der Frankfurter Studentenschaft oft bemühten Verfassungsvorschrift den Rechtsgrund seiner Forderung nach stimmberechtigter Vertretung der Studentenschaft im Senat und den akademischen Gremien gesehen hat, soll hier kurz auf das Für und Wider eines solchen Verlangens eingegangen werden. Neben den aus dem Wesen studentischer Selbstverwaltung sich ergebenden Besonderheiten kann fast auf die verfassungsrechtliche Erörterung verzichtet werden. Da aber in bewegteren Zeiten Frankfurter "Studentenpolitik" schon das böse Wort vom Verfassungsbruch gefallen ist, soll folgendes vorausgeschickt werden.

Art. 60 HV bedeutet die institutionelle Garantie der Selbstverwaltung der Universitäten. Daß diese Garantie sich aber nur auf die historisch überkommene Einrichtung der Selbstverwaltung beschränkt, die Universität also nicht infolge Art. 60 HV zum Staat im Staate wird, kann auch der leicht einsehen, der auf ein Studium der Entstehungsgeschichte der Vorschrift und der Motive des Verfassungsgesetzgebers verzichtet hat, aber die Verfassungswirklichkeit betrachtet. Der beständige Kampf der Fakultäten und des Senats um die Feststellung des Universitätshaushaltes durch den Landtag müßte ihm zeigen, daß es keine absolute Unabhängigkeit der Universität vom Staate gibt, sie hat es auch in der Geschichte der Universitäten nicht gegeben. Wenn der Staat also der Universität in die Vermögensverwaltung, den Haushalt usw. hineinreden kann, dann muß sich die garantierte Selbstverwaltung auf einen anderen Gegenstand erstrecken. (Daß diese Verfassungswirklichkeit keine Verfassungswidrigkeit ist, kann aber der Anerkennung dieser Tatsache durch die Universität entnommen werden, ist es doch unwahrscheinlich, daß die Rechtsfakultäten, die durch die Verkündung der Lehre einen nicht unmaßgeblichen Einfluß auf das Rechtsleben eines Volkes nehmen können, einen Mißbrauch dulden würden.)

Wir müssen also davon ausgehen, daß das in Art. 60 garantierte Recht auf Selbstverwaltung kein unbeschränktes Recht auf Selbstverwaltung ist. Sein Gegenstand ist vielmehr die akademische Selbstverwaltung, ist damit die eigenverantwortliche-Verwaltung von Forschung, Lehre und Erziehung durch die Universität.

Innerhalb der Organisation der Universität fällt diese Aufgabe u. a. dem Senat und den Fakultäten zu. Wie dies im einzelnen geschieht, und in welcher Weise bei der Behandlung studentischer Angelegenheiten die Vertreter der Studentenschaft gehört werden, dies braucht in diesem Beitrag nicht erörtert zu werden. An den zweiten Halbsatz des Art. 60 HV: Sie haben das Recht der Selbstverwaltung, an der die Studenten zu beteiligen sind, hat der AStA-Vorsitzende seine Forderung auf Sitz und Stimme im Senat geknüpft; und auf das Beispiel Berlins verwiesen. Berlin ist vielleicht eine besondere Stadt; ob es den Studenten wegen Sitz und Stimme besser geht, als anderswo, ist noch nicht untersucht worden, und ob die Berliner Studenten, weil sie Sitz und Stimme haben, eine höhere Wahlbeteiligung erreichen oder Sitz und Stimme wegen der höheren Wahlbeteiligung, ist sicher nicht sehr einfach zu entscheiden. Auf jeden Fall darf aber das Dilemma der Frankfurter Studentenvertretung nicht, wie es oft geschehen ist, mit der schwachen rechtlichen Situation gegenüber der Universität begründet werden. Ja, eigentlich müßte das Gegenteil der Fall sein, die "Empörung" wegen der "Mißachtung" hätte der Selbstverwaltung neue Kraft verleihen müssen. (Die Interessenlosigkeit muß also andere Gründe haben, es wäre interessant, wenn der AStA daran gehen würde, sich hier Klarheit zu

Wenn uns die Betrachtung des Artikels 60 aber gezeigt hat, daß kein Recht auf alle Selbstverwaltung gewährt wird, so gehen wir schon vorsichtiger an die Auslegung des zweiten Halbsatzes. Sollte aber nun einer, irre geworden am bloßen Wort der Verfassung, einen Kommentar aufschlagen, so wird er nicht viel klüger sein, wenn er liest, daß auf Grund der veränderten soziologischen Verhältnisse die Teilnahme der Studenten an der Verwaltung der Hochschule berechtigt sei, und dann belehrt wird, daß die Frage, wie weit diese Beteiligung auszudehnen sei, der Unterrichtsverwaltung oder der Gesetzgebung überlassen sei.

Prüfen wir also, ob ein Stimmrecht studentischer Vertreter sinnvoll, und ob es auch nützlich ist.

Niemand wird bestreiten, daß fast jede Angelegenheit von verschiedenen Personen verschieden beurteilt werden könnte; auf dieser Erfahrung beruht die parlamentarische Methode. Aber

nicht nur vom einzelnen, auch von Personengruppen könnte eine unterschiedliche Betrachtung ausgehen, und in diesem Zusammenhang können auch die akademische Lehrer und die Studentenschaften als Gruppen angesehen werden. Für die Studentenschaft würde aber hier wegen ihrer großen Mitgliederzahl die Bildung einer Gruppenmeinung bedeutend schwieriger sein. Und es gibt wohl keine andere Möglichkeit, als die des Vertrauens für die einmal gewählten Vertreter in der studentischen Massendemokratie. Die Überzeugung der Gesamtheit, die Vertreter werden den "gesunden Menschenverstand" nicht ganz verleugnen, hat dieses Risiko erträglich erscheinen lassen. Gewiß gibt es Fragen, die innerhalb der einzelnen Generationen wegen des jugendlichen Eifers oder wegen der durch lange Lebenserfahrung erworbenen Bedächtigkeit des Urteils verschieden beurteilt werden und endlich wird es auch Fragen geben, zu denen die eine oder andere Gruppe keinen Zugang hat.

Überall, wo verschiedene Gruppen miteinander zu tun haben, ist daher die beiderseitige Aussprache von unschätzbarem Wert. Wegen der besonderen Stellung der Universität sollte deshalb die gegenüber dem Staat bestehende akademische Selbstverwaltung ein Miteinander von Lehrern und Lernenden, akademische Mitverwaltung, sein. Die Erörterung akademischer Fragen mit Vertretern der Studentenschaft erscheint somit sinnvoll. Daß es dabei gilt, die Besonderheiten der beratenden Gremien hinsichtlich des Schweigegebots usw. zu berücksichtigen, ist eine Selbstverständlichkeit. Die daraus entstehenden Schwierigkeiten sollten im Gespräch überwunden werden.

Jede Beratung muß aber ein Ende haben, sei es auch durch die Abstimmung. Hier wird das umstrittene Stimmrecht von Bedeutung. Das Stimmrecht ist zugleich Ausdruck der Verantwortung für die Körperschaft, in deren Angelegenheiten es ausgeübt wird Daß der einzelne Professor mit der Universität in anderer Weise verbunden ist als der einzelne Student, wird nicht bestritten werden. Daß aber auch Lehrkörper und Studentenschaft in verschiedener Weise mit der Universität verbunden sind, liegt auf

Durch eine verschiedene Berechtigung (mit Sitz und Stimme, oder stimmlosen Sitz) würde also nicht gleiches ungleich behandelt. Wer aber in Machtvorstellungen denken sollte, kann auch im nicht stimmberechtigten Vertreter keine Benachteiligung einer Gruppe sehen, denn sollte er meinen, es würde in solchen Gruppen abgestimmt, so wird wohl niemand zu glauben wagen, die Stimmberechtigung würde auch Parität der Gruppen mit sich bringen. In einem solchen Fall hätte das Stimmrecht erst arithmetische Bedeutung. Die Verschiedenheit der Aufgaben und die Gemeinsamkeit des Zieles akademischer Mitverwaltung sollte die studentische Vertretung in ihrem Gespräch um ihre Stellung in der Universität sich vor Augen halten, und sich weniger leiten lassen vom Glauben an ein Stimmrecht und mehr überzeugt sein von der Überzeugungskraft des besseren Argumentes.

Zusammenfassend ließe sich also sagen, daß die nur mit beratender Stimme anwesenden Vertreter zu allen Tagesordnungspunkten einzuladen, dem Geiste der Verfassung entsprechen wird. Daß in Fragen der Berufung und anderer persönlicher Fragen der Takt den studentischen Vertretern ein anderes Verhalten gebietet, muß nicht erörtert werden.

Walter Fastabend

Kontaktstelle statt Travelbüro

Auffällig bunte Plakate und fettgedruckte Ankündigungen in den Gängen der Universitäten über Reisen in die Länder Europas und des Nahen Ostens lenken die Aufmerksamkeit der Studenten auf die Tätigkeit des Auslandsreferates im Allgemeinen Studentenausschuß. Damit scheint die Frage nach den Aufgaben dieses Referates beantwortet: Der AStA verhilft den Studenten zu preisgünstigen Ferienreisen; das Auslandsreferat übernimmt Vorbereitung und Durchführung - Cooks Studentisches Reisebüro funktioniert ausgezeichnet, die Reiseteilnehmer lassen sich, befreit vom Zwang eigner Planung und Initiative durch die Lande führen, die Reiseleiter werden einmal Branchenerfahrung

Selbstverständlich habe ich nichts dagegen, wenn Studenten in den Ferien Auslandsreisen machen, und es ist erfreulich, wenn diese Reisen durch gemeinschaftliche Planung billiger werden. Aber der AStA ist kein Reisebüro und sollte das Auslandsreferat, trotz der zweifellos damit erzielten Publicity in der Studentenschaft, nicht vorwiegend auf ein Gebiet festlegen, das den Aufgaben Studentischer Selbstverwaltung in der Universität-fremd ist. Das Auslandsreferat muß seine Aufgabe vielmehr darin



sehen, Kontaktstelle zwischen ausländischen und deutschen Studierenden sein. Das gilt für die Verbindung mit ausländischen Universitäten und mit besonderer Dringlichkeit für die ausländischen Studenten an unseren Universitäten, die sich in Deutschland einleben und Freunde finden wollen. In der unpersönlichen Atmosphäre der Großstadtuniversitäten ist es für die neuankommenden Ausländer, die häufig mit der deutschen Sprache und unseren Bräuchen noch wenig vertraut sind, schwierig, überhaupt ins Gespräch mit den deutschen Kommilitonen zu kommen. Hier die natürlichen Schranken der Konvention zu beseitigen und Kontakte zu vermitteln, ist die Sache des Auslandsreferats. Dabei ist weniger an die Organisation von Empfängen und Festen in eigener Regie gedacht, als an die Anregung von Einladungen und Veranstaltungen bei den studentischen Gemeinschaften, die sich an der Ausländerarbeit beteiligen. Das geschieht natürlich auch jetzt, insbesondere bei den Studentengemeinden und dem World University Service, aber meist ohne sinnvolle Abstimmung auf ein Programm, an dem sich alle interessierten Gruppen an der Universität beteiligen können. Die Veranstaltungen für deutsche und ausländische Studierende jeweils für ein Semester im voraus zu koordinieren, hat sich an einigen Universitäten sehr bewährt und sollte selbstverständlich werden, damit nicht weiterhin Doppelveranstaltungen, womöglich gleichen Programms, miteinander konkurrieren.

Im Auslandsreferat sind die persönlichen und technischen Möglichkeiten für die Koordinierung gegeben. Genutzt werden sie allerdings nur dann, wenn die studentischen Gemeinschaften zur

Zusammenarbeit im Interesse der ausländischen Studierenden bereit sind, und das Referat nicht mit der Organisation von Reisen und Festen ausgelastet ist. Das Bestreben muß also darauf gerichtet sein, möglichst viele deutsche Studierende über die Kontakmöglichkeit des Auslandsreferates mit den ausländischen Kommilitonen bekannt zu machen und aktiv an Veranstaltungen zu beteiligen. Echte Bindungen und Freundschaften entstehen nur aus Begegnungen, die sich nicht in der Passivität rein geselliger Veranstaltungen erschöpfen. Auch das Reisebedürfnis wäre überzeugender, wenn es der persönlichen Begegnung und dem Wunsch zum "Besser-Verstehen-Wollen" entspränge. Hierbei könnte sich die Initiative interessierter Studenten mit Rat und Organisationsmöglichkeiten des Auslandsreferates verbinden und mit Studienfahrten ins Ausland, die mehr sind als käuflich-unverbindliche Erholungsfahrten.

Die dringende Forderung nach stärkerer Breitenwirkung der Auslandsreferate kann jedoch nur dann wirklich erfüllt werden, wenn ein Minimum räumlicher und finanzieller Möglichkeiten an den Universitäten gegeben ist. Einige Räume, die Gelegenheit zu regelmäßigem Gespräch geben, ein paar Schallplatten oder Spiele genügen für den Beginn eines Internationalen Treffpunkts. Sind die materiellen Voraussetzungen aber einmal geschaffen, dann tragen Studentenvertretung und die beteiligten Studenten die Verantwortung dafür, daß nicht die Organisation wuchert, sondern in einer zwanglosen Atmosphäre der Weg vom Kennenlernen zum Verständnis und zur Freundschaft führt.

Urteil gegen die Uni Frankfurt

Ein mehrfaches Studium wird von der Universität künftig nicht mehr zu verhindern sein. Dies ist das Ergebnis eines Verwaltungsrechtsstreits, mit dem einige Kommilitonen die Verweigerung der Immatrikulation sowie die Nichtgewährung von Studiengebühren- und Kolleggeldfreiheit für ein zweites Fachstudium nach bestandenem Abschlußexamen in einer anderen Disziplin erfolgreich angefochten haben. Die Universitätsbehörhatten den Standpunkt vertreten, daß eine erneute Immatrikulation in der Regel nur bezwecke, sich die sozialen Vorteile eines Studenten (Studentenzimmer, Fahrpreisermäßigung, Krankenversicherung usw.) zu erhalten, ohne daß dabei an ein ernsthaftes Studium gedacht sei; keinesfalls könne für einen zweiten Studiengang nochmals der sog. "Hessenerlaß" beansprucht werden

Das Gericht war anderer Ansicht. Sein Urteil ist allerdings noch nicht rechtskräftig. Über die Einlegung eines Rechtsmittels wird die Universität befinden, sobald ihr die schriftliche Urteilsbegründung vorliegt. Sollte diese stichhaltig und überzeugend sein, dann wird die Universität allerdings kein Interesse mehr haben, noch eine höhere Instanz anzurufen. Das erklärte Amtsrat Baack auf Anfrage des DISKUS.

Wie das Verwaltungsgericht im Laufe des Verfahrens durchblicken ließ, neigte es dazu, die Bestimmung des Art. 59 Abs. II der Hessischen Verfassung als unmittelbar geltendes Recht und nicht nur als verfassungsrechtlichen Programmsatz anzusehen. Nach der zitierten Verfassungsnorm "ist" der Zugang zu den Mittel-, höheren und Hochschulen "nur von der Eignung des Schülers abhängig zu machen." Stimmt man dem Gericht zu, dann ist die Eignung (und damit die einzig zulässige Zugangsvoraussetzung!) beim Zweitstudium schon darum stets gegeben, weil der Bewerber durch das erfolgreich absolvierte erste Studium seine Hochschuleignung eindeutig nachgewiesen hat.

Leserzuschrift

Zu dem Leserbrief des Herrn Weishaar im Dezember-DISKUS, "Statt Wissenschaft Gemeinverstand" betitelt, gestatten Sie mir als Herausgeber und Redakteur der GRAUEN BLÄTTER folgende Antwort:

Sachlich auf die Kritik des Herrn D. Weishaar an den Rezensionen der Falk'schen Schrift, wie sie zuerst in den GRAUEN BLÄTTERN, später dann ähnlich auch im DISKUS erschienen, einzugehen, verbietet sich angesichts des etwas ruppigen Tones, den Weishaar anschlägt, vor allem aber angesichts der Geschmacklosigkeit, die "vergewaltigten deutschen Frauen" gegen die kriti-

schen Rezensenten ins Feld zu führen. Wenn Weishaar von den "sogenannten hektographierten GRAU-

EN BLÄTTERN" schreibt, so wäre zu sagen, daß er zwar die GRAUEN BLÄTTER zu "sogenannten" machen kann, daß es aber sinnlos ist, von "sogenannten hektographierten. den; entweder sind die GRAUEN BLÄTTER hektographiert, oder sie sind es nicht, "sogenannt hektographiert" sind sie jedenfalls nicht. (Übrigens sind sie überhaupt nicht hektographiert, sondern per Rotaprint hergestellt.) Wenn Herr Weishaar weiter — wohl um in seiner nicht gerade originellen Farbenreihe zu bleiben — die GRAUEN BLÄTTER als "rosa bis rot schillernd" charakterisiert, so bleibt wiederum unklar, was er damit meint. Da er die BLÄTTER doch sicher gelesen hat, wird er festgestellt haben, daß innerhalb des Rahmens demokratischer Überzeugungen dort u. a. Sozialdemokraten ebenso gut wie Christliche Demokraten schreiben. Ein der CDU nahestehender Informationsdienst meinte von den GRAUEN BLÄTTERN: "... sie bauen die Querfront durch die freiheitlichen Jugendverbände, vor allem zwischen Christen und Sozialisten auf, ohne Rücksicht auf Bedenken der Verbands- und Parteibürokratie. Wenn Weishaar schließlich meint, die GRAUEN BLÄTTER

hätten mit der Kritik an P. Falk nun auch Jagd auf "Schwarze" machen wollen, so befindet er sich vollends im Mißverständnis. Ein guter Teil der Mitarbeiter und der Redakteur der GB selbst

sind Katholiken.



Hochschulnachrichten

Rechtswissenschaftliche Fakultät

Herr Prof. Dr. Walter Mallmann (Tübingen) wurde mit der kom-missarischen Wahrnehmung der Dienstgeschäfte des ordentlichen Lehrstuhls für "Öffentliches Recht" beauftragt.

Medizinische Fakultät

Herr Prof. Dr. Dietrich Starck hat einen an ihn ergangenen Ruf an die Universität Köln abgelehnt.
Herr Priv.-Doz. Dr. Hans-Georg Boenninghaus hat sich für das Fach der "Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde" von der Universität Marburg an die Universität Frankfurt umhabilitiert.
Herr Dr. Karl Luff erhielt die venia legendi für "Gerichtliche und Soziale Medizin".

Naturwissenschaftliche Fakultät

Naturwissenschaftliche Fakultät

Herr Prof. Dr. Erwin Schopper (seither Technische Hochschule Stuttgart) wurde zum ordentlichen Professor ernannt und auf den neu geschaftenden Lehrstuhl für Kernphysik berufen. Gleichzeitig wurde er zum Direktor des Instituts für Kernphysik ernannt.

Herr Prof. Dr. Wilhelm Halbsguth wurde mit der kommissarischen Wahrnehmung der Dienstgeschäfte des Lehrstuhls für Botanik und mit der Führung der Geschäfte des Direktors des Botanischen Instituts beauftragt.

Herr Prof. Dr. Heinrich Roth (Hochschule für internationale Pädagogische Forschung, Frankfurt am Main) erhielt einen Lehrauftrag für Pädagogische Psychologie".

Herr Priv.-Doz. Dr. Ernst Ruch (München) erhielt einen Lehrauftrag für "Quantenchemie".

für "Quantenchemie". Herr Dr. Hans Bode (Geisenheim) erhielt einen Lehrauftrag für

Pflanzensoziologie". Herr Dr. Rudolf Förstner erhielt einen Lehrauftrag für "Geodäsie".

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät

Herr Prorektor Prof. Dr. Fritz Neumark hielt im Institut Universitaire de Hautes Etudes Internationales in Genf Gastvorträge.

Herr Prof. Dr. Hans Möller hat einen Ruf auf ein Ordinariat für Nationalökonomie an der Universität Basel erhalten.

Herr Prof. Dr. Heinrich Berger (Wirtschaftshochschule Mannheim) erhielt einen Lehrauftrag für "Chemische Technologie und Warenkunde".

Evangelische Studentengemeinde

Gottesdienste

Sonntag, 17. 2., 10 Uhr, Kapelle des Studentenhauses.
Sonntag, 24. 2., 10 Uhr, Kapelle des Studentenhauses: Semsterschlußgottesdienst.
Mittwoch, 27. 2., 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhauses: Abendmahlsfeier zum Semesterschluß.

Hochschulabende

Mittwoch, 20. 2., 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhauses: "Jenseits von Eden" (1. Mose 3, 20—24).

Sonstige Veranstaltungen

Dienstag, 19. 2., 19.30 Uhr, Kleiner-Klubraum des Studentenhauses: Evangelisch-katholische Arbeitsgemeinschaft: "Was tut die katholische Christenheit für die Einheit der Kirche?" (Einleitung: Studentenpfarrer Des-

Freitag, 15. 2., 20.00 Uhr, Restaurant zum Heidelberger: Winterfest.

Ferienzusammenkünfte

Jeden Mittwoch, 19.15 Uhr. Kapelle des Studentenhauses (ab 20. 3. 1957).

Katholische Studentengemeinde

Gottesdienst

Sonntag, 17. 2., 8.30 Uhr, Akademischer Gottesdienst in der Kapelle des Studentenhauses.
Sonntag, 24. 2., 8.30 Uhr, Semester-Schlußgottesdienst in der Aula der Universität.
Dienstag, 19. 2., 7.30 Uhr, Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studenbaue

hauses. Mittwoch, 20. 2., 7.00 Uhr, Missa für Mediziner in der Rektoratskapelle des Städtischen Krankenhauses, Ludwig-Rehn-Straße 7. Donnerstag, 21. 2., 19.15 Uhr, Abendmesse in der Kapelle des Studenten-

Donnerstag, 21. 2., 19.15 Uhr, Abendmesse I...
hauses.
Freitag, 15. u. 22. 2., 7.00 Uhr, Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhauses.

Öffentliche Veranstaltungen

Montag, 18. 2., 20.00 Uhr, im Großen Klubraum des Studentenhauses, Offener Abend des Studentenpfarrers. Es spricht ein ungarischer Kommilitone. Dienstag, 19. 2., 19.30 Uhr, im Kleinen Klubraum des Studentenhauses, Evangelisch-Katholische Arbeitsgemeinschaft, "Was tut die katholische Kirche für die Einheit der Christen?" Leitung: die Studentenpfarrer.

Mittwoch, 20. 2., 20.00 Uhr, Ausländer-Abend, Tanztee.

Exerzitien: für Studentinnen von Sonntag, den 24. 2., bis Donnerstag, den 28. 2. 1957, im Exerzitienhaus Hofheim/Ts. Kosten für Unterkunft und Verpflegung 10,— DM. Anmeldungen an das Sekretariat der KSG.

Werkwoche der KDSE-Region Mitte: von Sonntag, den 24. 2., bis Donnerstag, den 28. 2. 1957, im Haus der Begegnung, Königstein/Ts. Thema: "Der dialektische Materialismus". Referent: Dr. Hadrossek, Königstein. Kosten für Unterkunft und Verpflegung 5,— DM.

Selbstverwaltung

Kommilitonen, die nach dem 25. Lebensjahr ihr Studium beginnen, werden in Zukunft nicht mehr in den Genuß einer verbilligten Monatskarte der Straßenbahn kommen. Dies ist der Inhalt eines Protokolls, das im Dezember 1956 unterzeichnet wurde. Die Unterzeichner verpflichteten sich, den Inhalt des Abkommens für die Dauer von 2 Jahren nicht zu verändern. Näheres konnte nicht in Erfahrung gebracht werden, da das Protokoll vertraulich behandelt wird. — Damit ist der langjährige Streit um die Straßenbahnverbilligung auf 2 Jahre vertagt.

Wie bereits berichtet (s. DISKUS VI, 10 F1) beabsichtigt der AStA Frankfurt ein Informationsblatt herauszugeben. Die ersten Mitteilungen erscheinen in etwa acht Tagen. Das Blatt wird, nach Referaten gegliedert, einen Überblick über die Arbeit und die Planungen von AStA und Studentenparlament vermitteln. Die AStA-Informationen erscheinen zumächst in einer Auflage von 400 und werden den Studierenden kostenlos gegeben.

"Das Quatier Latin (22. und 23. Februar) wird sehr wahrscheinlich in die sem Jahr zum letzten Mal durchgeführt werden", erklärte der 2. Vorsitzende des AStA, Scheunemann, da die steigenden Mietforderungen und Reparaturgarantien den AStA zu dieser Maßnahme zwängen. Es läge allerdings an der Gutwilligkeit der Studenten, durch ein "halbwegs vernünftiges Betragen" die Reparaturkosten so klein wie möglich zu halten. DISKUS

Eine grundsätzliche Überprüfung der Wohlfahrtsgebühren beschloß das Frankfurter Studentenparlament in seiner vergangenen Sitzung. Ziel dieser Maßnahme söll sein, die dauernde Erhöhung der Sozialbeiträge und Abgaben auf ihre sachliche Berechtigung zu untersuchen und evtl. durch Senkung anderer Posten auszugleichen.

Am 2./8. Februar veranstaltete die Katholische Studentengemeinde zusammen mit der KSG Heidelberg auf der Gamburg über dem Taubertal eine Wochenendtagung für ausländische Studierende. Ungefähr 30 Studentinnen und Studenten nahmen an dem Treffen teil, das die Frage der europäischen Politik in ihrer Abhängigkeit von der Kolonialpolitik züm Thema hatte. Referent war Herr Dr. H. Heigert, Journalist und politischer Kommentator des Bayrischen Rundfunks. Er behandelte das Thema in zwei Referaten. Im ersten gab er einen geschichtlichen Überblick über die Erschließung der Welt durch die Europäer und die damit verbundenen Schwierigkeiten im Verhältnis der Kolonialvölker zu Europa. Im zweiten Referat ging Herr Dr. Heigert auf die heutige Situation ein. Im Anschluß an dieses Referat ergab sich eine äußerst lebhafte Diskussion, bedingt durch die Anwesenheit der Vertreter verschiedenster Länder (Indien, Liberia, Argentinien u. v. a.).

Neben der Arbeit wurde auch ein zweiter wichtiger Punkt, das gegenseitige Kennenlernen, nicht vergessen. Es war viel Zeit zu persönlichem Gespräch. Am Samstagabend fuhren alle Teilnehmer gemeinsam nach Wertheim, wo bei fränkischem Wein und Liedern aus vielen Ländern die Stunden sehr rasch verstrichen.

Den Schluß der Tagung bildete eine Fahrt nach Stuppach zu der berühmten Grünewald-Madonna.

Der gute Erfolg dieser Tagung läßt an die Planung weiterer solcher Treffen denken. IL/DISKUS

Erstes Judo-Turnier

Erstes Judo-Turnier

Seit einigen Jahren schon wird an unseren Hochschulen Judo gepflegt und erfreut sich eines recht starken Zuspruches. Noch vor drei Jahren wurde eine Umfrage an die Hochschulen nach Austragung von Wettkämpfen ablehnend beantwortet. Um so erfreulicher ist es, daß nunmehr einer Anfrage der TH Karlsruhe zur Durchführung eines Turniers von drei Hochschulen zugestimmt wurde.

Am 2. Februar fand das erste Judoturnier der südwestdeutschen Hochschulen in Karlsruhe statt. Jede Mannschaft bestand aus je zwei Judoka des Leicht-, Mittel- und Schwergewichts. Nach dem k. o.-System traten die beiden Siegermannschaften aus dem ersten Durchgang zur Entscheidung um den 1. und 2. Platz an, die beiden Unterlegenen des ersten Durchganges zum Kampf um den 3. und 4. Platz. Die Kämpfe zeigten recht gute Leistungen aller Teilnehmer und wurden vom Mattenrichter Hanika vom Badischen Judobund sauber und klar geleitet. Für die Frankfurter Studenten war das ihr erster Wettkampf überhaupt. Um so erfreulicher ist ihr Abschneiden. Sie errangen mit ihren Siegen über die TH Darmstadt mit 8:4 und dem Sieg über TH Karlsruhe mit 7:5 den ersten Platz. Auf den zweiten kam TH Karlsruhe von TH Darmstadt und Univ. Heidelberg, Für Frankfurt kämpften Hornig, Reitzenstein, Paetsch, Neubauer, Schlickenrieder und Knop bzw. Puhze.

Ift/DISKUS

Teilerfolg aus Wiesbaden:

Mehr Geld für Förderung

In einem Schreiben an den Berliner Volksbildungs-Senator gibt der hessische Ministerpräsident für Erziehung und Volksbildung eine Übersicht über die "Förderung der Studenten an den 4 Hessischen wissenschaftlichen Hochschulen", die wir im folgenden auszugsweise wiedergeben. Wir möchten unsere Leser darauf hinweisen, daß der DISKUS in seiner nächsten Ausgabe einen kritischen Beitrag zu dem Thema Studentenförderung in der Bundesrepublik veröffentlichen wird.

Erziehungsbeihilfen standen im Rechnungsjahr 1956 100 000 DM zur Verfügung, davon 10 000 DM für Studenten, die an einer außerhessischen Hochschule studieren müssen, weil ihr Fach an keiner hessischen Hochschule vertreten ist, § 14, Absatz 3, Satz 2 der Verordnung vom 13. 8. 1950.

1957 ist eine Erhöhung der Mittel für Erziehungsbeihilfen auf 300 000 DM zu erwarten.

Neben diesen Stipendienmitteln haben die Hochschulen noch Mittel für die in der Regel einmalige Unterstützung solcher bedürftiger Studenten, die infolge der fehlenden Wohnsitzvoraussetzung keine Erziehungsbeihilfen erhalten können und auch aus den bekannten Bundesmitteln nicht gefördert werden. Für solche Unterstützungen und Preise stehen insgesamt 37 000 DM bereit.

Infolge der begrenzten Mittel haben die Hochschulen im Rechnungsjahr 1956 in der Regel dem einzelnen Studenten nur $300~{\rm DM}$ j e Semester an Erziehungsbeihilfe gewährt; es werden insgesamt etwa 160 Studenten gewesen sein.

termine ... termine ... termine ... termine

Das Universitätssekretariat gibt für das kommende Sommersemester 1957 folgende Termine bekannt:

> 23. April bis 18. Mai Immatrikulation: Rückmeldung: 23. April bis 18. Mai

> 23. April bis 18. Mai Belegen: Vorlesungsbeginn: 2. Mai (Donnerstag)

Pfingstferien: 8. bis 17. Juni **Exmatrikulation:** ab 15. Juli Vorlesungsschluß: 31. Juli

termine ... termine ... termine ... termine

Aus dem Fonds zur Förderung begabter Kinder Minderbemittelter wurden Stipendien von 50 bis 180 DM monatlich für 12 Monate an 100 Studenten gegeben.

Die Erziehungsbeihilfen werden zur Zeit in der Regel denjenigen Studenten gewährt, die sich in der 2. Hälfte des Studiums

Die Stipendien zur Förderung begabter Kinder Minderbemittelter sind zur vollen Finanzierung der letzten Semester des Studiums bestimmt.

Die Beihilfen und Stipendien werden bis zu Beendigung des

Studiums gegeben.

Nach der Erhebung über die soziale Lage der Studenten an den vier hessischen Hochschulen im Sommersemester 1956 haben 1829 (= $12^{0}/_{0}$) aus Bildungsbeihilfen aus Bundesmitteln erhalten (LAG, Heimkehrergesetz, Bundesversorgungsgesetz, Eingliederungsbeihilfen).

Der Gebührenausfall auf Grund der in der Hessischen Verfassung verbürgten Unterrichtsgeldfreiheit betrug im Rechnungsjahr 1955–2,75 Millionen DM; den gebührenpflichtigen Studenten wurden auf Grund der Gebührenerlaßordnung im Rechnungsjahr 1955–216 000 DM erlassen. Außerdem stellt das Land verschieden der Gebührener auf Färderungsparaus Gebührener Stellt das Land verschieden. dener Stiftungen zur Förderung von Studenten 16 000 DM jährlich zur Verfügung.

Die Buchhandlung für den MEDIZINER

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

FRANKFURT A.M.-SUD 10

Gartenstraße 134 · Telefon 61993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen, Gartenstraße 134, Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN DER

JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT E. V.

Neue Mitglieder:

Professor Dr. Helmut Ridder, Kelkheim/Ts., Gundelhardtstr. 58b Dr. Robert C. Goodell, Americ. Cons. Gen., Public Affairs Center, Frankfurt am Main, Siolistraße 2—4

Dr. Heinrich Troeger, Präsident der Landeszentralbank, Frankfurt am Main, Neue Mainzer Straße 47

Professor Dr. Karl Hagenmüller, Frankfurt am Main, Eppsteiner Straße 36, II

Professor Dr. Hans Möller, Frankfurt am Main, Ulrichstraße 41 Dr. jur. Wilhelm Unverzagt, Präsident der Bundesbahndirektion Frankfurt (Main), Frankfurt/M., Friedrich-Ebert-Anlage 35

Consul Dr. Ottomar Dettmer, Frankfurt a. Main, Hynspergstr. 15 Professor Dr. jur. Hans Jürgen Abraham, Frankfurt am Main, Teplitz-Schönauer-Straße 5

Assessor Dr. jur. Othmar Jauernig, Frankfurt am Main-Ginnheim, An den drei Brunnen 5

Professor Dr. phil. Kurt May, Frankfurt am Main-Ginnheim, Hügelstraße 200

Rechtsanwalt Dr. Hans Fischerhof, Frankfurt am Main, Cronstettenstraße 11

Professor Dr. Heinrich Kronstein, Frankfurt am Main, Max-Bock-Straße 19

Landgerichtsrat Robert Schwab, Frankfurt am Main, Gartenstraße 130

Orient-Institut Frankfurt am Main

16. Februar 1957

Herr Professor Dr. Dr. G. Mensching:

"Tradition und Neuschöpfung in der Religionswelt"

9. März 1957 Vorführung eines Dokumentarfilms

"Der dritte Strom"

Erdöl am Euphrat und Tigris

in Verbindung mit einem Vortrag von Herrn Dr. M. Ehrhard

Leiter der Presseabteilung der Esso AG., Frankfurt/M.

"Der Orient — das Olversorgungsgebiet Europas"

beide Vorträge jeweils um 18.00 Uhr im Hörsaal des Senckenberg-Museums

Eintritt frei für die Mitglieder der "Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V." Interessenten, die die Vorträge des Orient-Institutes laufend zu besuchen wünschen, bitten wir, ihre Anschrift beim Büro des Instituts, Savignystraße 65, Telefon 77 41 64, aufzugeben. Sie erhalten alsdann zu allen Vorträgen Einladungen.

Christliche Gesellschaft für Kultur

15. Februar 1957

In der Vortragsreihe "Widerstand gegen das Böse in dieser Welt"

spricht Herr Bundestagsabgeordneter Dr. Adolf Arndt über das Thema:

"Versuchung im Politischen"

um 20.00 Uhr im kleinen Saal des Volksbildungsheims

In Spanien leben die Spanier

Es gibt dort Sijdfrijchte schöne Mädchen und viele Altertümer

Nach Spanien

fahren Sie am billigsten mit Ihrem AStA vom 6.—30. April 1957

Für Busfahrt, Unterkunft und Frühstück nur 220,- DM

Wollten Sie nicht schon lange nach Frankreich?

Sie haben nur wenig Geld? — Kein Problem! Dann fahren Sie mit dem AStA-Auslandsreferat vom 6.—17. April an die Loire und nach Paris für nur 95,— DM (Bus und Übernachtung)

So sehen Sie die märchenumwobenen Schlösser Westfrankreichs und erleben die Metropole im Frühling

Installierte Tradition

Oder wie feiert man ein Fest?

Seit Jahr und Tag ist man sich nicht einig, ob es stattfinden soll oder nicht. Die ihm allzu eilfertig das Wort reden,
verkennen, daß es ein Universitätsfest schon seit langem
nicht mehr gibt. Darüber können auch alle wohlmeinenden
Versuche vergangener Jahre nicht hinwegtäuschen. Der Student schaute mit den Händen in den Hosentaschen allen
Anstrengungen gemächlich zu und genoß das vorlesungsfreie Wochenende. Beunruhigt wurde er erst, als man es um
einen Tag kürzte. Seitdem ist das Thema des Universitätsfestes wieder fester Bestandteil jungakademischer Diskussion. Unbemerkt blieb, daß es schon lange tot war, dieses
Fest. Gestorben an der Krankheit der geplanten Tradition,
der übrigens auch das Quartier Latin zu erliegen droht, das
immer mehr zum akademischen "Wäldchestag", zum Tummelplatz für studentische Rock'n-Roller geworden ist.

Dabei war für das Universitätsfest die Idee des Gründers nicht schlecht: damit eine Jahresbilanz für die Arbeit der Universität zu geben. Der erste Tag sollte der Auseinandersetzung der Studenten mit politischen, geistigen und kulturellen Fragen der Gegenwart dienen. Fragestunden und Diskussionen, Referate und persönliche Gespräche sollten Dozenten, Studenten und Assistenten zusammenführen. Doch was wurde daraus? Prominente Redner kamen von weither, um dann in halbvollen Sälen Vorträge zu halten. Anschließend gingen die wenigen Beteiligten nach Haus, um sich dann ebenso wie die anderen dem Dolce farniente hinzugeben, für das sie sich wenigstens eine gewisse Legitimation erworben zu haben glaubten. Die Mehrzahl ihrer Kollegen meinte, nicht einmal das nötig zu haben. Wo blieb also die gewünschte communis opinio?



Zeichnung: Sturmhöfel

Geistesdung

Von Schiller hört man die Legende, daß er nur Kraft zum Dichten fände, daß ihm nur kämen die Gedänker in einer Sphäre voll Gestänker. So sah er drauf, daß in der Nähe ein reichlich fauler Apfel stehe. Um Mittel, die den Geist anregen, ist auch die Uni nicht verlegen: Um Mittagszeit läßt sie die Düfte der Mensaküche durch die Trifte des Hauptgebäudes gleitend ziehen, um so die Geister zu bemühen, die, will man Wissenschaft gebären, zu solchen Zwecke nötig wären. Jedoch, mir scheint, es kann im Leben so viel Gedanken gar nicht geben, die durch die übermäß'ge Stärke des Dufts verwandeln sich in Werke der Wissenschaft, nein, mit den Schwaden wird Nas' und Lunge überladen, so daß die starken Küchendünste erzeugen höchstens Hirngespinste. Moral: Was einem Schiller frommt, nicht unbedingt auch uns bekommt, denn übermäßig starker Stunk dient selten nur als Geistesdung.

Helmut Seidel

Universitätsbuchhandlung BLAZEK & BERGMANN

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 (Am Goetheplats)
Telefon: 93633 u. 95264

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten

Jura, Wirtschaftswissenschaften,

Medizin, Technik,

Naturwissenschaften

Fanden wir sie etwa bei den Ausflügen zum Rhein oder Neckar? Dort geriet auch der Gutwilligste unweigerlich kurz nach seiner Ankunft im Bestimmungsbahnhof in das Getriebe der örtlichen Fremdenverkehrs-Maschinerie, um sich schließlich mehr oder weniger benebelt auf der Heimfahrt im Zug mit den anderen wiederzufinden. Dies wurde aus dem zweiten Tag, der ursprünglich für Sport und Spiel gedacht war. Dazu sollte ein Volksfest kommen, wobei der Sport nicht so tierisch ernst und das Fest nicht zu "volkstümlich" (siehe oben!) werden sollte. Vor allem war wohl mehr an die scherzhafte Seite des Sports gedacht, wobei vielleicht ein Wettkampf zwischen alt und jung die Attraktion gebildet hätte.

Das Volksfest, mit Geist und Witz von Studenten geplant und durchgeführt, könnte der Bevölkerung Frankfurts einen Querschnitt durch das Leben unserer Universität bieten, wobei im Hintergrund vielleicht der Gedanke zu finden ist, von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß Frankfurt eine Uni-



Photocopien, Lichtpausen, Photodruck, Reproduktionen, Großphotos, Diapositive, Mikrofilm.



versität hat. Dazu sollten die Theater- und Musikgruppen, das Filmstudio und der DISKUS durch Neu-Inszenierungen, Eigenproduktionen oder z. B. der Herausgabe einer Sondernummer beitragen. Niemand komme mit der unbilligen Behauptung, die Studenten besäßen keine Initiative. Sie seien daran nicht interessiert. Die Arbeit in zahlreichen kleineren studentischen Gruppen beweist Initiative genug, der man die Planung eines rechten Universitätsfestes anvertrauen sollte. Man sollte also möglichst viele Studenten schon an den Vorbesprechungen beteiligen.

Der Himmel verschone uns also vor prominenten oder prominentesten Herren gleich welcher politischen Richtung, zumal jetzt im Wahljahr. Er gebe vielmehr dem zum Zwecke der Wiederbelebung unseres prominenten Leichnams "Uni-Fest" eingesetzten Senatsausschuß die Erkenntnis, daß sich aus der Praxis der letzten Jahre kaum ein Ansatzpunkt ergibt. Also zurück zur ursprünglichen Idee! Einer der maßgeblichen Gründer, der damalige Rektor Prof. Böhm, steht mit seinem Rat sicher gern zur Verfügung.

Politische Gespräche im Januar

So groß war die Fülle der Diskussionen und Vorträge, die die politischen Studentenverbände in den vergangenen Wochen angeboten haben, daß es ganz erhebliche Qual bereitete, die Wahl zu treffen. Jeden Abend in der Universität zu verbringen ist selbst für einen, der das politische Steckenpferd reitet, zuviel! So drängt sich der Gedanke auf, daß es bei den Verbänden vielleicht auch jene Phasen gibt, die der Wirtschaftstheoretiker Konjunktur nennt: Daß die Mitte des Wintersemesters Höhepunkt der Aktivität ist, die zum Semsterende hin abfallend, einen Aufschwung erst wieder aufweist, wenn die neugewählten Vorstände es gelernt haben, auf dem oft recht ungebärdigen Roß der Gruppenbürokratie zu reiten. Trotzdem sollte man versuchen, dem armen Studenten nicht zuviel zuzumuten, da das Ergebnis der Vortragsschwemme nicht anders sein kann, als jenes der unzähligen Wahlversammlungen, die kurz vor dem Abstimmungstermin über den stimmberechtigten Bürger hereinbrechen: Daß er zu Hause bleibt und nur jenen politischen Maximen vertraut, die ihm Familie und Kreiszeitung beigebracht haben. Vielleicht wäre es doch möglich, daß die Veranstalter einmal gemeinsam in den Terminkalender schauten und ihre Abende in holdem Gleichmaß über das ganze Semester verteilten?

So ist es auch unmöglich, auf die Fülle des gebotenen einzugehen. Höhepunkte sind natürlich meist Themen, die aus der Aktualität der Tage heraus gestaltet sind, oder solche die einen im Kreuzfeuer der Meinungen stehenden Referenten auf die Rostra führen. Drei Veranstaltungen waren es, die unter diesem Gesichtspunkt bemerkenswert scheinen. Der LSD war recht gut beraten, Paul Tillich, Leiter der Berliner "Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit" einzuladen. Gewiß eine umstrittene Persönlichkeit, was Art und Mittel seiner Kampfmethoden gegen die östliche Gewaltherrschaft anbetrifft, aber doch einer jener Männer, die seit Jahren die politische Praxis an der Zonengrenze nicht unmaßgeblich prägen. Und anders, als bei der Beschäfti-

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf-B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. — Angebote unverbindlich!

Luise Pollinger

PAPIER · BUROBEDARF · DRUCKSACHEN Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG-BEDARF

Füllhalter - Luxuspapiere - Geschenke Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenh. Landstr. 131

(nāchst der Universität)

ernruf 77 55 89

Am Puls gefühlt

Thema: Mensapreise. Am letzten Sonnabend der vergangenen Semsterferien drohte ein Fiasko. Ein halbes Dutzend des Küchenpersonals hatte entweder gekündigt oder war krank. Auf den Speisekarten aber standen drei Essen zu 0,70, 1,00 und 1,40 DM in der Universitätsmensa, zwei Essen zu 1,10 und 1,40 in der Studentenhausmensa, in der außerdem noch die Möglichkeit besteht, frei nach Karte zu essen.

Um dennoch die Kessel dampfen zu lassen, schlug der Geschäftsführer des Studentenwerks, Kath, als Übergangslösung vor, "bis die Schwierigkeiten behoben seien", die Anzahl der Essen radikal zu kürzen. So gab es dann in der Universitätsmensa nur noch ein Essen zu 1,00 DM, in der Studentenhausmensa das Gericht zu 1,50 DM. Ob für die Studentenhausmensa mit diesem Vorschlag überhaupt Personal eingespart werden konnte, wenn nun statt des weggefallenen Gerichts um so mehr nach der Karte gegessen wird, wollen wir gar nicht erst untersuchen. Fest steht, daß schon nach drei Tagen die gleiche Anzahl an Essen wie zuvor, also zwei, zum Preis von je 1,50 DM verkauft wurden. Und nach knapp einer Woche stieg der Preis für das eine der beiden Gedecke auf 1,80 DM. Soweit die Tatsachen.

Wenn wir nun davon ausgehen, daß bei der gleichbleibenden Anzahl von Gerichten, die bewältigt werden muß, der Personalmangel kaum noch als Grund für die Erhöhung der Preise in Frage kommt, da ja mindestens im Studentenhaus auf die alte Zahl von Gerichten zurückgegangen wurde, bleibt nur die Vermutung übrig: die Preiserhöhung war von Anfang an ins Auge gefaßt. Der zeitweilige Notstand mit dem zu knappen Küchenpersonal hat nun zur dauernden Begründung für höhere Preise zu dienen. Dabei kann von der sicheren Überlegung ausgegangen werden, daß die Zahl der Essenden nicht wesentlich sinkt, weil diese auf die Mensa angewiesen sind. Diese Monopolstellung wird benutzt, die finanziellen Schwierigkeiten, die wir der Mensa zugeben wollen, auf dem Rücken des Studenten abzuwälzen. Vollends bedenklich wird es dann, wenn dies in der stillschweigenden Annahme geschieht, es würde ihm schon nichts aus-

Wir können uns also des Eindrucks nicht erwehren, daß hier, statt die Schwierigkeiten zu beheben, auf kaltem Wege den Studenten immer neue Lasten zugemutet werden, und halten es darum an der Zeit, daß sich AStA und Parlament sofort mit dieser Frage beschäftigen, um für das kommende Semester das Gleiten der Preise gründlich auf seine Ursachen hin zu untersuchen. Andernfalls bliebe den Studenten ja dann wohl nur noch der Weg der Selbsthilfe. — hhk —

gung mit der Theorie des Liberalismus war der zündende Funke sehr bald in die Diskussion gesprungen und die Geister stießen sich gar hart im Raume. Vielleicht für jenen, der sich an gutem Stil im Streitgespräch erfreut, zu hart! Trotzdem aber sollte man dankbar sein, daß es wieder einmal möglich wurde, mit einem jener Männer ins Gespräch zu kommen, die sich nicht allein platonisch, sondern mit ihrer ganzen Persönlichkeit in der Auseinandersetzung zwischen Ost und West betätigen. - Auch der SDS hatte zu einer Kundgebung mit einem prominenten Exponenten des politischen Lebens geladen: Ob freilich die Wahl von Prof. Abendroth so sehr glücklich war, mag man sich streiten. Denn abgesehen davon, daß der Referent mit seinen oft überspitzten Thesen zur Abgrenzung von Demokratie und Faschismus beachtliches zur Diskussion innerhalb des theoretischen Raumes in der Politik gab, bleibt doch die Frage, ob es nicht besser gewesen wäre, einen Vertreter eines realistischeren Sozialismus auf das Podium steigen zu lassen. — In die Tagespolitik führte eine Referat vor der Gewerkschaftlichen Arbeitsgemeinschaft von Dr. Georg Opel über den Streik in Schleswig-Holstein. Auch hier bleibt eine ausführlichere Würdigung versagt — wiewohl gerade die hochinteressante Diskussion die ganze Problematik des gegenwärtigen Wettlaufs um soziale Sicherheit aufrollte. Ja, fast wäre man versucht zu sagen: Hier wurde die Zauberlehrling-Situation der Gewerkschaften offenbar, die nun, nachdem sie von Jahr zu Jahr die Begehrlichkeit ihrer Mitglieder geschürt hatten, sich von dieser Seite angegriffen sehen und nun praktisch zur Flucht nach vorn, in die Arme des staatlichen Schlichters gezwungen werden.

Zusammengenommen mit einigen anderen Veranstaltungen gaben diese interessanten Abende ein erfreuliches Bild von der Aktivität der politischen Studentenverbände. Nur — wie gesagt — möge der Osterhase allen Gruppenvorständen einen gemeinsamen großen Terminkalender bescheren! Kö.

Ebert-Küchenhoff-Meiß

DAS

AMTSGERICHTLICHE DEZERNAT

begründet von Dr. EUGEN EBERT

15. Auflage

Beispiele und Verfügungsentwürfe für die gesamte amtsrichterliche Praxis unter Anführung der einschlägigen gesetzl. Bestimmungen und Ministerialerlasse Das Werk erscheint in ca. 8 Lieferungen zu je 10 Bogen zum

Das Werk erscheint in ca. 8 Lieferungen zu je 10 Bogen zum Preise von 12,— DM je Lieferung. Das Werk kann nur als Gesamtwerk abgegeben werden. Sechs Lieferungen liegen bereits vor, die restlichen erscheinen in rascher Folge.

Grundbuchwesen — Testaments- und Nachlaß-Sachen — Öffentliche Register — Rechtsstreit und Vollstreckung in das bewegliche Vermögen — Vollstreckungsschutz, Konkursverfahren, Vergleichsverfahren zur Abwendung des Konkurses — Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen — Das Strafverfahren — Familien- und Vormundschaftsrecht, Verschollenheitsrecht — Das Arbeitsgerichtsverfahren — Landwirtschaftsrecht.

VERLAG DR. GÜNTER ZÜHLSDORF FRANKFURT A. M., OEDERWEG 39A

gesellschaftlich relevanten Fragen. Daraus resultiert die Beschränkung auf vorgegebene Aufgaben, die dann nur zu leicht zum blinden Konstatieren dessen führt, was faktisch ist, damit aber die soziologischen Fragestellungen aus der Soziologie herauseskamotiert. Das Interview bezeichnet damit wahrscheinlich nur eine allgemeine gesellschaftliche Resignationssituation. Dar um begnügt man sich in einer angeblich nivellierten Mittelstandsgesellschaft damit, die Meinungen der Leute lediglich verwaltungsmäßig zu registieren.

Ansätze zur Neuorientierung

Man würde sich aber nun einen Strohmann errichten, um ihn dann niederzuboxen, wollte man bestreiten, daß die Meinungsforschung diese Schwierigkeiten selbst sieht und zum Gegenstand ihrer Methodendiskussion macht. Weder sucht sie, dort noch Aussagen zu machen, wo es eben nicht auf die Summierung der Stimmen ankommt, noch glaubt sie, das Wesen der Gesellschaft schwarz auf weiß nach Hause zu tragen.

Allerdings würde man die Problematik verharmlosen, wenn man sich auf die in der empirischen Sozialforschung selbst enthaltenen Möglichkeiten der Korrektur beschränken würde. Schon mit den sog. ausführlichen Interviews

versucht man ja, die Unmittelbarkeit und Differenziertheit der Gesprächssituation wiederherzustellen; mit sog. Tiefeninterviews sucht man die scheinbar fix und fertige Gegebenheit der Oberflächenmeinung zu durchstoßen, indem man in die Konflikte zwischen den verschiedenen psychischen Instanzen Einblick nimmt; von der Meinung des Durchschnitts rückt man ab, indem man die Schlüsselgruppen untersucht; und schließlich — das bezeichnet ein Extrem — ersetzt man die Interviewsituation selbst durch die Gruppendiskussionen, die bestimmten Formen der Meinungsbildung in der Realität angemessener sind. Zunächst geht es bei allen diesen berechtigten Korrekturen darum, nicht wieder hinter den früheren Stand der Forschung zurückzufallen; die methodische Distanzierung vom Objekt, die das streng normierte Interview darstellt, ist immer noch humaner als die prätentiöse Humanisierung den Menschen entfremdeter Zustände, wie es betriebswirtschaftlich in der Sorge um die falsch verstandenen "human relations" nur zu oft geschieht. Vor allem geht es aber darum, alle diese Äußerungen der Subjekte ihrerseits zu vermitteln zu den sich verselbständigenden und insofern "objektiven" gesellschaftlichen Institutionen. Daher wird man nur mit Hilfe einer vernünftigen Theorie der Gesellschaft, welche die Kritik am soziologischen Betrieb impliziert, an Stelle unfruchtbaren Prioritätsstreites zu einer konstruktiven Methodendiskussion gelangen.

Kulturelle Beziehungen zwischen Serben und Deutschen

Kulturelle Beziehungen zwischen Serben und Deutschen

Während im 18. Jahrhundert die Einflüsse verschiedener Nachbarländer in der serbokroatischen Literatur zu spüren waren, übt am Anfang des 19. Jahrhunderts die deutsche Literatur den größten Einfluß aus.

Die kulturellen Beziehungen zwischen Serben und Deutschen haben eine lange Tradition. Die Beziehungen waren sehr mannigfaltig und haben sich unter sehr verschiedenen politischen, historischen und wirtschaftlichen Verhältnissen entfaltet; sogar die beiden letzten Kriege haben diesen Entwicklungsprozeß nicht aufhalten können. Der deutsche Einfluß war in dem südslawischen Raum immer stark gewesen, und es ist kein Wunder, daß die deutsche Sprache auch heute die am meisten verbreitete Fremdsprache ist. Der deutsche kulturelle Einfluß in Serbien hat sich besonders zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ausgeprägt, obwohl damals das kleine Serbien nicht unter der österreichischen, sondern unter der türkischen Herrschaft stand und einen heroischen Kampf um seine Befreiung führte. Die im Westen fast unbekannten Serben stießen zuerst fast nur bei deutschen Wissenschaftlern und Dichtern auf Sympathien; viele bedeutende Repräsentanten der deutschen Kultur begeisterten sich für das serbische Volksepos, das eine so entscheidende Rolle für die Erhaltung des nationalen Geistes und des Volkscharakters

Auch Goethe hat Serbisch gelernt und eines der schönsten Volkslieder: "Hassanaginica" ins Deutsche übersetzt. Ohne Zweifel hat sich um die Popularisierung und Übersetzung serbischer Lieder das größte Verdienst Jakob Grimm erworben, der ein guter Kenner der serbischen Sprache war und der als erster serbische Volkslieder in Berührung mit der westlichen Kultur brachte.

Ein bekannter serbischer Germanist, Dr. Trivunac, hat in seinem Werk: "Goethe und die serbokroatische Literatur" (Germanoslavica, Heft 3), ausführlich über die Einflüsse

Goethes auf die serbokroatische Literatur berichtet; auch eine Reihe deutscher Schriftsteller weisen auf die Einflüsse der deutschen Dichter bei den Serbo-Kroaten hin, wie z. B. Hermann Wendel: "Die Welt der Südslawen im Spiegel Goethes",

Eine große Anzahl der bedeutendsten serbischen Dichter hat zahlreiche deutsche Gedichte nachgedichtet, so z. B. veröffentlichte Vasilje Subotic zwei Jahre nach Goethes Tod in einer serbischen Zeitschrift die Übersetzung eines der schönsten Gedichte Goethes: "Zueignung"

1844 übersetzte der Advokat Joan Raic aus Novi Sad: "Die Leiden des jungen Werther" in das Serbische.

Der serbische Dichter Voijslav Ilic schrieb 1888 das Gedicht "Der Fischer", dessen Hauptperson sehr an Goethes "Faust" erinnert. Fast gleichzeitig findet man noch wesentlich grö-Beren und unmittelbareren Einfluß Goethes bei dem serbischen Prosadichter Lazarevic. Seine Erzählung "Verter" ist ein typischer Anti-Werther, in dem sowohl Goethes Roman als auch sein Hauptheld angegriffen werden. Goethes "Faust" hat im 19. Jahrhundert bis in unsere Tage hinein eine Fülle von Übersetzungen und Nachdichtungen bei den Serben und Kroaten nach sich gezogen. So sah sich der serbische Gymnasialprofessor Medenica veranlaßt, eine Studie über sämtliche "Faust"-Übersetzungen der bedeutendsten serbokroatischen "Faust"-Kenner zu schreiben. In dieser Abhandlung versucht er, durch Gegenüberstellung verschiedener Übersetzungen Vergleiche anzustellen.

Es wurden fast ausschließlich Werke deutscher Schriftsteller übersetzt; ja, es war nicht selten, daß die serbokroatischen Dichter, die in Deutschland studierten, ihre Verse in deutscher Sprache verfaßten (wie z. B. der serbische Dichter B.

Es ist sogar vorgekommen, daß die österreichischen Behörden serbische Nationalisten in der Vojvodina ins Zuchthaus stecken, weil sie auf den geheimen Versammlungen Schillers Lieder deklamierten, "zum Zwecke revolutionärer Umtriebe"

Das Interview

von Christoph Oehler

Im vorausgehenden Beitrag hatten wir versucht, uns immer auch zugleich Subjekt ist. Man kann also nur ein Bild von Anlage und Methode des Interviews vor allem im Rahmen der empirischen Sozialforschung zu machen. Das führte ganz unmittelbar auf das Verhältnis von Theorie und Empirie, und zwar zunächst in der Frage danach, was sich eigentlich durch das Interview verifizieren läßt, "wofür die Antworten stehen"

Die "wahre" Meinung

Bisher war nur von Zuverlässigkeit der Methode in Hinsicht auf die Möglichkeit einer Verallgemeinerung der Ergebnisse auf die Gesamtbevölkerung die Rede. Man kann aber auch fragen: Zuverlässigkeit von

Wir wollen davon absehen, daß das Interview, da es auf die eigene Auskunft der Befragten angewiesen ist, an diesem selbst nicht durchsichtige tiefenpsychologische Strukturen allenfalls nur mit projektiven Fragen rühren kann; ebenso davon, daß über bestimmte emotionell besetzte Zonen die Auskunft verweigert wird, man also auch hier auf indirekte Schlüsse angewiesen ist. Vielmehr geht es darum, wieweit die Meinung notwendig durch die (Interview)-S i t u a t i o n, in der sie geäußert wurde, gefärbt ist. Wir sprachen bereits von dem — gänzlich unbeabsichtigten - Interviewereinfluß, der einfach durch das Spannungsfeld, innerhalb dessen ein Kommunikationsprozeß stattfindet, ins Spiel kommt. Die äußere Situation kommt hinzu: Wer sich zu Hause ungezwungen gibt, wird hier etwas unter Umständen ganz anders äußern als in seinem Büro, wo er sich als Angestellter fühlt. Und schließlich präformiert die Formulierung der Fragen selbst die möglichen Antworten.

Man kann sich nun zunächst darum bemühen, diesen Einfluß der Interviewsituation wenigstens nicht von Fall zu Fall variieren zu lassen, sondern möglichst konstant zu halten. Dann sind die Interviews einander vergleichbar und es können über sie als Gesamtheit Aussagen gemacht werden. Diese Konstanz wird aber nur erreicht, wenn das Interview in Frageformulierung, Aufbau und Durchführung an ein einheitliches Ablaufschema gebunden und wenn außerdem noch die Rolle des Interviewers möglichst beschränkt gehalten wird, er also passiv bleibt. Aus dieser methodischen Notwendigkeit erklärt sich zwingend all das, was an einem Interview als standardisiert und daher verdinglicht und befremdlich empfunden und dementsprechend von Außenstehenden in ihrer Kritik immer hervorgehoben wird.

Abgesehen davon, daß man den Einfluß der Interviewsituation vergleichbar machen und reduzieren kann ganz eliminieren lassen wird er sich wohl niemals, und zwar nicht wegen der Unvollkommenheit der Instrumente, sondern aus dem Wesen der Sache heraus: Eine Einstellung an sich, eine "wahre" Meinung unabhängig von dem Prozeß ihrer situationsgebundenen Manifestation, ist höchst fragwürdig, das Interview selber ist ja eben eine solche Manifestation. Die störungsfreie Abgeschlossenheit des Instrumentes scheitert hier im Grunde daran, daß die Ausdehnung des Gedankens der Naturbeherrschung mit Hilfe naturwissenschaftlicher Verfahren auf gedankliche Gebilde sich deshalb ad absurdum führt, weil das, was hier Untersuchungsobjekt ist, nicht nur als Störfaktor sondern dem Wesen der Sache nach

die Einstellung vermittelt durch eine bestimmte soziale Situation erhalten; ist dies der Definition des Untersuchungsgegenstandes nach nicht die erwünschte Situation, so muß man sein Instrument verändern oder verzichten.

Das Medium der Sprache

Diese Schwierigkeiten werden noch dadurch erhöht, daß sich vielfach vor das wirklich Gemeinte eine klischeehaft verfestigte Sprache schiebt. Was uns in den Interviews begegnet, kommt einer Art Einheitssprache nahe: Man hält sich an einen approbierten verfestigten Wortschatz, der die Instanzen und Agenturen spiegelt, welche die Realität bestimmen. Verwaltung, Technik und Kommerz steuern so gut dazu bei wie die nationalsozialistischen Sprachrudimente, die des "Barras" beider Kriege und die Massenkommunikationsmittel, die ihn zugleich weithin etablieren.

Diese Sprache ist nicht mehr intakt. Denn als Inbegriff sachlichen Sicheinstellens auf die gesellschaftliche Realität, so wie sie nun einmal ist, unterbindet sie zugleich die Reflexion. Die Sprache setzt vorweg fest, was und wieweit gedacht werden darf. Kritiklose Resignation ist in ihr bereits angelegt. Dabei wird der Anschein der Selbständigkeit, des Nachdenkens gewahrt. Nicht zuletzt die öffentlichen Kommunikationsmittel liefern den Menschen ja eine Sprache, die für sie selbst und die anderen den Anschein erweckt, sie seien gegenüber den Zuständen souverän, die ihnen doch in Wahrheit aufgenötigt werden. Je unsicherer man in Wirklichkeit ist, je mehr man nur nachspricht, wie man glaubt reden zu sollen, um so apodiktischer wird der Ton. Die Sprache verabsolutiert sich und bezeichnet so eigentlich die Unansprechbarkeit: Sie dient gar nicht mehr so sehr dazu, wirklich seinen Erfahrungsbereich zu erweitern, sondern vielmehr dazu, sich gegen die Einsicht mangelnder Erfahrung abzuschirmen, den möglichen Einwand im vorhinein zu übertönen. Man argumentiert nicht, sondern behält das letzte Wort. Die klischeehaft verfestigte Sprache wird so zum Medium des Vorurteils. Sie wird zum Mittel des bloßen Sichdurchsetzens und hält damit die Menschen zugleich empfänglich für Demagogie und totalitäre Agi-

Es gibt nun gewisse Hilfsmittel, diese sprachliche "Oberfläche" zu durchstoßen: Man kann Kontroll- und Wiederholungsfragen stellen, das Klischee mit der konkreten Erfahrung des Befragten konfrontieren, projektive Fragen stellen. Die Korrelationsanalyse, die hier nicht im einzelnen beschrieben werden kann, bietet gewisse Hilfen. Man kann schließlich darauf verweisen, daß das Medium der Sprache nur dort selbständige Bedeutung gewinnt, wo es sich nicht um mehr oder minder klotzige "facts", auch psychologischer Art, handelt.

Daneben wird man aber auch gar nicht nach Auswegen suchen sollen, sondern sich vergegenwärtigen müssen, daß die klischeehafte Sprache selber Ausdruck bestimmter entfremdeter gesellschaftlicher Zustände ist, die sich in ihr manifestieren und die wir daher fassen, wenn wir die Sprache selber zum Gegenstand der Untersuchung machen. Insofern wäre uns der sich verselbständigende sprachliche Ausdruck als ein System sinnvoller

Der Widerstand gegen das Interview

Die Frage, "wofür das Interview steht", führt so notwendig auf die gesellschaftlich produzierten "Sperren" gegenüber der Meinungsforschung. Wenn wir vorher auf die große Aussagebereitschaft hingewiesen haben, so besagt das noch nichts dagegen, daß solche Sperren bestehen. Es könnte sein, daß man sich dem Interview gerade entzieht, indem man sich in ihm verhält wie gegenüber der Verwaltung überhaupt, nämlich indem man als braves Kind antwortet.

Darüber hinaus trifft aber das soziologische Interview auf ein antiaufklärerisches Moment in der Gesellschaft selbst, das deren eigener Analyse entgegensteht und das keineswegs auf bestimmte tabuierte Bereiche begrenzt ist. Man wehrt sich gegen die Entzauberung der Unmittelbarkeit des Gesprächs, die Vernachlässigung seiner Nuancierungen, die im Interview unweigerlich statthat; denn derjenige, der fragt, ist zwangsläufig von dem Befragten dadurch distanziert, daß er sich ihm mit einem ausgeklügelten und schematisierten wissenschaftlichen Instrument nähert, um Reaktionen zu testen, und ihn damit zu seinem Objekt macht; das Gegenüber weiß ja nicht — darf nicht wissen —, welche Hypothesen zugrunde liegen; und der Interviewer bleibt seinerseits hinter der Wand der Meinungslosigkeit. Zugleich wird die Meinung des anderen damit zu einer Art Ware, die man einhandelt; sie wird zu einem Äguivalent, das sich der Tauschgesellschaft einpaßt.

Der Widerstand gegen das Interview hat aber wohl noch eine andere Quelle: man fürchtet überfordert zu werden, also ganz einfach etwas nicht zu wissen oder sich über eine offensichtlich wichtige Frage noch keine Gedanken gemacht zu haben. Das mag für Studenten in besonderem Umfang gelten. Aber auch andere sind genötigt, gewissermaßen über ihre Verhältnisse zu leben, "etwas darzustellen", und zwar durch die gesellschaftlichen Verhältnisse selbst, die Ostentation verlangen, wenn man einen Job haben will. Daraus ergibt sich natürlich unmittelbar auch die Gefahr der Überartikulation: Man fühlt sich verpflichtet, auch dort eine Meinung zu haben, wo man in Wahrheit keine besitzt.

Die Sozialforschung sollte sich diese beiden Momente konsequent vor Augen halten und nicht auf eine falsche, nämlich sich und andere manipulierende Unmittelbarkeit zu rekurrieren suchen. Gerade dann wäre die Aversion die Verwissenschaftlichung des vorgeblichen Bereiches der Spontaneität, wie ihn das Gespräch darstellt, verständlich.

Der Verdacht, der dem soziologischen Interview ähnlich wie der Psychonalyse, wenn auch in geringerem Grade, zuteil wird, nämlich daß es das Selbstverständliche in Frage stelle, hat vielmehr einen für sich durchaus rühmlichen Sinn: Was sich da als Natürliches und Unmittelbares dem Analysiertwerden sperrt, könnte selber Ausdruck bestimmter anachronistischer und insofern repressiver gesellschaftlicher Zustände sein, die eben dadurch im Bewußtsein der Menschen aufrechterhalten werden, daß sie für irgendeine imaginäre Wesenheit, ein Naturgegebenes ausgegeben werden, und die daher sehr wohl den aufklärerischen Impuls des Interviews zu fürchten hätten. Man sollte sich an dieser Stelle daran erinnern, daß es im gesamten sowietischen Machtbereich die Meinungsfrage aus guten, d. h. also schlechten Gründen nicht gibt.

Die soziologische Analyse mit Hilfe des Interviews hätte so etwas damit zu tun, daß die Gesellschaft selber nicht mehr "selbstverständlich", nicht mehr intakt ist. Das müßte eine Theorie der Gesellschaft erweisen. Jedenfalls geht daraus hervor, daß die Frage, ob die theoretischen Widerstände gegen das Interview berechtigt sind oder nicht, selber davon abhängt, ob das Interview im Rahmen einer Soziologie eine progressive Funktion erfüllt oder nicht.

Quantifizierende Methode und Gesellschaft

Inzwischen ist andererseits allerdings auch längst die Professionalisierung des Interviews erfolgt, die es zu einem Instrument der Verwaltung macht. Das mag dadurch erleichtert worden sein, daß die Umfragemethode in Anlage und Auswertung, so wie sie sich entwickelt hat, an gewisse aus den exakten Wissenschaften übernommene Methoden und als deren Voraussetzung an die Möglichkeit der Quantifizierung, also die Gleichsetzung eines Sinnzusammenhanges mit einer letzten Maßeinheit gebunden bleibt.

Diese Quantifizierung liegt schon in der Präformation der Meinung durch die Alternativfrage des Fragebogens selbst, die ja die Vielfalt möglicher Reaktionsweisen auf ein "Ja" oder "Nein" reduziert; denn diese "Jas" bzw. "Neins" lassen sich dann zusammenaddieren, bilden also die Zähl-, d. h. Maßeinheiten. Auch bei offenen Fragen erfolgt die Gleichsetzung, nur in einem späteren Zeitpunkt, nämlich dann, wenn die Vielfalt der Antworten unter Kategorien gebracht wird. Aber schon die gewählte einheitliche Formulierung einer Frage setzt eine anfängliche Gleichsetzung alles dessen, was bei ihrer Beantwortung unter ihr verstanden wird, zum Zweck der Quantifizierung voraus: Wer die Frage nach reiflicher Überlegung bejaht, zählt ebenso als eine "Ja"-Stimme wie derjenige, der es nur so obenhin tut. Je mehr die Meinung einer Person variiert, etwa in einer Diskussion, um so mehr wird auch dieser Rekurs auf das nur im Augenblick der Äußerung Manifeste zur Fiktion.

Alles hängt also davon ab, ob die erste Gleichsetzung eines Sinnzusammenhangs mit einer letzten Maßeinheit mehr als eine bloße Fiktion ist. Denn sonst bezöge sich die weitere statistische Aufbereitung ja auf etwas gänzlich Irreales. Man bekäme im Grunde nur heraus, was man zunächst hineingesteckt hat.

Tatsächlich besteht auch im Betrieb der Meinungsforschung eine gewisse Gefahr, daß man sich bei der statistischen Bearbeitung des Interviewmaterials reichzurechnen sucht und zu einer größeren Exaktheit und Differenziertheit gelangt, als sie im "Untersuchungsobjekt" selbst begründet ist. Ferner zählen überall dort, wo entweder reale Machtverhältnisse oder eine bestimmte Expertise ins Spiel kommen, die Meinungen verschiedener Individuen eben nicht gleich viel. Es wäre ebenso sinnlos, die Chancen der Wiedervereinigung daraus deduzieren zu wollen, ob sich die Mehrzahl der Deutschen für oder gegen sie entscheidet, wie es bedenklich wäre, den Haushaltsplan des Bundes nach der Meinung der Mehrzahl der Steuerzahler einzurichten.

Auf der anderen Seite sind die entindividualisierten Methoden aber, sofern das gegenwärtige Leben weithin standardisiert ist, zugleich Ausdruck der Situation wie das angemessene Mittel, sie zu beschreiben. Daß man die Menschen auf starre Reaktionen fixiert, entspricht ihrer Fixiertheit selber: jeder ist sein eigener Fragebogen, hat man einmal überspitzt formuliert. Eine statistisch-quantifizierende Methode kann so, indem sie ihre Anwendbar-

keit auf bestimmte gesellschaftliche Gebilde erweist, die fälschlich noch den Anspruch erheben, komplex und sinnbezogen zu sein, also vor allem klischeehaft präformierte Meinungen, diesen Gebilden gewissermaßen den Spiegel vorhalten und damit zur Rationalisierung der Gesellschaft selber beitragen.

Herkunft und Funktion der Meinungsforschung

Es wäre aber doch zu eng, die Stellung der Meinungsforschung und der empirischen Sozialforschung überhaupt ausschließlich in diesem Rahmen zu sehen. Ein Kaufmann, der eine Schiffsladung Orangen empfängt, wird sich, um zu prüfen, ob er nicht betrogen ist, nicht damit begnügen, daß er einen kurzen Blick auf die zuoberst und ihm also am nächsten liegenden Orangen wirft und danach sein allgemeines Wissen über Südfrüchtelieferungen zu Rate zieht. Er wird vielmehr verschiedene Stichproben machen, sich seine Ware von allen Seiten betrachten und sich nicht auf Reflexionen verlassen. Eben dies ist einer der zunächst ganz handfesten progressiven Impulse der empirischen Sozialforschung, die nach der — wie es sich einzelnen ihrer Vertreter darstellen mag - gleichsam metaphysischen Periode der verstehenden Soziologie nunmehr fragt: Was sind die Fakten, was wissen wir positiv? Sie wird ein Mittel unbestechlicher Aufklärung des gesellschaftlichen Denkens, der Entzauberung soziologischer Konstruktionen, die die Beziehung zur Wirklichkeit verloren haben und darum ohnmächtig geworden sind.

Es hat sich jedoch, wie wir sahen, in der wissenschaftlichen Praxis ein engerer Begriff von empirischer Sozialforschung herausgebildet, der im Zeichen einer an den Naturwissenschaften orientierten Forderung nach Exaktheit und Objektivität steht. Kriterien wie das der Verifizierbarkeit oder Falsifizierbarkeit von Aussagen, der Quantifizierbarkeit, der Wiederholbarkeit — also weitgehender Unabhängigkeit von den subjektiven Momenten der Forschung — spielen dabei eine wesentliche Rolle. Im Zeichen der Forderung strenger Exaktheit sucht man die Einstellungen der Verhaltensweisen zu messen: Experiment, Kontrolle und Vergleich rücken an die Stelle des "Verstehens".

Wir haben die Vorteile kennengelernt. Die Reproduktion des Lebens unter den heutigen Bedingungen erscheint auch überhaupt nicht möglich, ohne daß zentralen Verwaltungsstellen diejenigen präzisen Informationen die mannigfaltigen sozialen Verhältnisse zugeleitet werden, die nur durch die Techniken der empirischen Sozialforschung gewonnen werden können.

Ein inzwischen vielleicht noch wichtiger gewordener Impuls ist offenbar der Trend zur Massenkonsumgesellschaft. Absatz und als dessen Voraussetzung gezielte Reklame und präzise Anpassung der Produkte an die Wünsche einer nicht mehr zu überblickenden Käuferschicht sind längst nicht mehr mit patriarchalischen Methoden zu sichern; sie verlangen die methodische Exaktheit der Meinungsforschung. Das haben die großen Industrieunternehmen auch in Westeuropa längst erkannt, wie ihre Marktforschungsabteilungen beweisen. Die Gefahr liegt hier darin, daß man sich nun auch wissenschaftlicher Methoden bedienen kann, um zusätzliche und zum Teil unnötige Konsumbedürfnisse überhaupt erst zu erzeugen, damit aber die Menschen in einer zusätzlichen, ihnen gänzlich undurchsichtigen Weise an den Produktionsprozeß zu binden.

Schließlich ist die Meinungsforschung durch die Wahlvorhersagen zu einem Politikum geworden. In einer demokratisierten Gesellschaft ist ja die Meinung der Öffent-

bürger ohne Rücksicht auf ihre Stellung in einer Machthierarchie für unzählige politische und auch wirtschaftliche Entscheidungen relevant. Der Siegeszug der Meinungsforschung verweist also selber auf eine bestimmte Gesellschaftsstruktur. Es beleuchtet die Gefahren, die zugleich in einer solchen Entwicklung gelegen sind, wenn man an die kürzlich publizierte Witzzeichnung erinnert, die den Bundeskanzler und den Oppositionsführer vor dem Eingang eines Meinungsforschungsinstuts zeigt, den einen heraus-, den anderen hineinstrebend, beide mit sorgenvoller Miene und jeder den anderen mit den Worten begrüßend: "Guten Morgen, Herr Vizekanzler!".

Gefahren der Meinungsforschung

Die Bedenken reichen aber weiter. Wenn es wahr ist, daß sich die empirische Sozialforschung als Wissenschaft im Grunde eben in ihrem an den Naturwissenschaften orientierten methodischen Bewußtsein konstruiert, dann impliziert das zugleich auch eine gewisse Entfremdung von der Unmittelbarkeit der Erfahrung dessen, was Gegenstand der Soziologie ist. Sozialforschung als Wissenschaft, so könnte man cum grano salis sagen, bezeichnet eben diese Entfremdung.

Das zeigt sich in bezug auf die Meinungsforschung zunächst darin, daß man mitunter seinen Gegenstand, die Meinungen, verabsolutiert: an Stelle der objektiven, z. B. wirtschaftlichen Bedingungen, unter denen die Menschen leben und innerhalb deren sie eine bestimmte Funktion erfüllen, hält man die Meinungen für die Schlüsselphänomene; dabei sind diese, wie wir ja wissen, nur zu oft manipuliert, vor allem durch die Massenkommunikationsmittel, aber auch etwa durch die Kulturindustrie. Hitler hat einmal gesagt: "Wer den Rundfunk hat, hat das deutsche Volk." Zudem war die Meinung eines Querschnitts kaum jemals identisch mit der Meinung der in der Öffentlichkeit Einflußreichen bzw. derjenigen, die die Meinung der anderen "machen"; und schließlich war sie auch nie identisch — das sei hier nur am Rande vermerkt - mit der richtigen, d. h. wahren Meinung.

Die zweite Gefahr liegt in der Technifizierung der empirischen Sozialforschung, also der Abspaltung der Methode von ihrem eigentlichen Gegenstand. Sie ist nicht zufällig, sondern rührt selber her aus der Spannung zwischen Relevanz und Subtilität der zu gewinnenden Einsichten auf der einen und er Forderung nach Meßbarkeit, Wiederholbarkeit und Kontrollierbarkeit auf der anderen Seite. So kann etwa die Umsetzung eines so vielschichtigen Untersuchungsgegenstandes wie der gesellschaftlichen und klassenmäßigen Selbsteinschätzung der Befragten in eine Reihe präziser Fragen einfach daran scheitern, daß der Befragte erst einige Jahre soziologische Vorlesungen hören müßte, um uns so antworten zu können, wie wir es wünschen. Hier kommt es außerordentlich auf Nuancen an, ferner auf Phänomene, die dem Befragten selber nicht im Sinne unserer Fragestellung durchsichtig sind: und schließlich beziehen die einzelnen Aspekte des Untersuchungsgegenstandes, die wir doch nur isoliert erfragen können, so sehr ihren Sinn aus ihrer gegenseitigen Verflochtenheit, daß man zunächst einmal erst die Antwort des Befragten wissen müßte, um die Frage richtig stellen zu können. Man kann natürlich dessen ungeachtet Fragen stellen; aber was sie erbringen, ist ein Adiaphoron; sie sind nicht "diskriminierend" für das, worum es geht. Das Instrument selber bestimmt also, was untersucht werden kann. Die Beschränkung auf möglichst scharf isolierte Gegenstände verhindert so nicht nur zeitweilig, sondern prinzipiell die Behandlung der gesamt-

Vuk genoß hohes Ansehen im Ausland, und die Russische Akademie der Wissenschaften zeichnete ihn mit einer goldenen Medaille aus. 1823 wird er Ehrendoktor der Philosophie der Universität Jena, 1825 Mitglied der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Göttingen, 1848 korrespondierendes Mitglied der Wiener und 1850 der Berliner Akademie. 1923 kam Vuk über Prag nach Deutschland und studierte in Leipzig und Halle Medizin. Er war Gast Jakob Grimms in Kassel und weilte mehrfach bei Goethe in Weimar zu Besuch. Beim ersten Besuch Vuks sagte Goethe zu ihm: "Sie sehen, daß sie nicht zum erstenmal bei mir sind" und wies auf eine Übersetzung des Gedichtes: "Dioba Jakšica" und eine Rezension von Vuks Sprachlehre hin, die auf dem Tisch lagen. Von diesem Ereignis schreibt Vuk seinem Freund Kopitar folgendes: "Ich kann Ihnen sagen, daß dies die bedeutendsten Tage meines bisherigen Lebens waren." Vuk druckte in Deutschland seine zweite Sammlung serbischer Volkslieder und interessierte nicht nur Goethe, sondern auch Humboldt, Wolff, Grimm, Schlegel und besonders Herder für die serbische Volkspoesie, der eine Anzahl von Liedern und Gedichten in seine Sammlung "Stimmen der Völker" aufnahm.

In Jakob Grimm fand Vuk einen großen Freund und Unterstützer seiner Arbeit. Grimm regte ihn an, auch serbische Volksmärchen zu sammeln; Vuk tut dies und geht nach demselben Grundsatz wie Grimm vor. Auf Anregung von Jakob Grimm übersetzt Vuks Tochter Wilhelmine die erste Ausgabe seiner Volksmärchen, die 1854 in Wien, mit der Widmung: "Dem berühmten Deutschen Jakob Grimm", erschien. Grimm schrieb das Vorwort, indem er Vuk seinen verehrten Freund nennt und seine Sammlung als bewundernswert lobt. Bereits 1768 interessiert sich Klopstock für serbische Volklieder. Der italienische Abt Alberto Fortis schreibt ein Buch: "Viaggio in Dalmazia", in dem er auf die epischen Heldenlieder dalmatinischer Morlaken aufmerksam macht. Goethe übersetzt aus der Fortis-Sammlung das Gedicht "Hassanaginica". Byron beschäftigt sich mit bosnischen Liedern und Gedichten. Gerhard, Eugen Wessely, Peter von Goetze, Herlossohn, Wennung, Anastasius Grün, Vogel, Frenkel und viele andere gehören zum Kreis der Interessierten und der Übersetzer. Aber bis zum Zeitpunkt, an dem Vuk seine Sammlung veröffentlicht, sind diese Versuche und Bemühungen unsystematisch und zusammenhanglos.

1814 erschien in Wien seine erste Grammatik der serbischen Sprache, die nach dem Grundsatz zusammengestellt war: "Schreibe wie Du sprichst, lies wie geschrieben war." Diese Grammatik vereinfachte das Alphabet und war auf dem Grundsatz der phonetischen Rechtschreibung aufgebaut, in der es für jeden Laut ein Schriftzeichen gab.

Was die Orthographie anbelangt, ist Vuk vom deutschen Sprachforscher Adelung beeinflußt, dessen Schriften er studierte. Die Jahre 1816 und 1817 waren zusammen mit Kopitar der Arbeit an dem serbischen Wörterbuch gewidmet, das 1818 in Wien erschien. In diesem Wörterbuch waren 26 000 Wörter akzentuiert und erläutert, mit ethnologischen, historischen und geographischen Erläuterungen versehen und ins Deutsche und Lateinische übertragen. Dieses Wörterbuch wurde zu jener Zeit sehr angefeindet und von seiten der Kirche mehrmals verboten, die für die Beibehaltung des Altkirchenslawischen kämpfte. Aber noch heute dient es als wertvolle Quelle für Srchiftsteller und Sprachforscher. Vuk antwortet seinen Freunden und ebenso seinen Feinden: "Laßt sie soviel schreien wie es ihnen Spaß macht." Bei uns Serben wird oft gesagt: "Wer die Sperlinge fürchtet, soll keinen Mais säen, und ich wünsche weder Abt noch Erzpriester zu sein."

Vuks Schöpfung einer einheitlichen serbischen Sprache, die im Volke verwurzelt ist, hat eine ungeheure kulturelle und gesellschaftliche Bedeutung gehabt und zur Entstehung der einheitlichen serbischen Nation und Nationalkultur beigetragen. Vuk hat der serbischen Kultur die Form gegeben, durch die sie sich heute äußert. Er ist einerseits der Schöpfer der nationalen Sprache und zum anderen hat er einen angesehenen Platz als Urheber der spezifisch serbischen Kultur.

Der heutige Stand der beiderseitigen Beziehungen

ist ein Ergebnis der seit langen Zeiten gepflegten, schon zur Tradition gewordenen kulturellen Verbundenheit zwischen Serben und Deutschen.

a) sprachlich

Die südslawischen Völker lernen Deutsch seit Jahrhunderten und die deutsche Sprache ist die meistverbreitete Fremdsprache. Bei den Kroaten und Slowenen ist Deutsch nicht nur Verkehrs-, sondern auch unbestritten Bildungssprache. Die Kenntnisse der deutschen Sprache reichen hier bis in die einfachsten Schichten der Bevölkerung. Besatzungszeiten während des ersten und zweiten Weltkrieges sowie Kriegsgefangenschaft haben auch Serben mehr mit dem Deutschen in Berührung gebracht.

Zwischen 1930 bis in unsere Zeit hinein haben Sprachkurse für Erwachsene, die in zahlreichen Provinzstädten unterhalten wurden, viele Tausende der mittleren Bildungsschicht in die deutsche Sprache eingeführt. Schon vor dem zweiten Weltkrieg war Deutsch in Serbien an fast allen höheren Schulen verbindliches Unterrichtsfach. In den letzten Jahren hat das Interesse für die deutsche Sprache beträchtlich zugenommen, sowohl an den Hochschulen als auch an den Gymnasien. Das Deutsche spielt neben dem Englischen wieder eine führende

b) literarisch

Nach dem zweiten Weltkrieg nimmt die deutsche Litratur neben der englisch-amerikanischen Literatur wieder die Spitzenrolle ein. Heutzutage kann man ruhig sagen, daß es von Goethe oder einem anderen bedeutenden deutschen Klassiker kein Werk gibt, das nicht schon ins Serbische übertragen worden sei, und zwar von verschiedenen Übersetzern. Auch die zeitgenössischen Dichter und Schriftsteller werden gebührend übersetzt. (Mann, Zweig, Hesse, Remarque, Gottfried Benn, Kafka und viele andere.)

So ist z. B. vor kurzer Zeit eine Anthologie moderner deutscher Lyrik sowie ein Buch über moderne deutsche Malerei erschienen. Welches Interesse der klassischen deutschen Philosophie entgegengebracht wird, läßt sich daraus erkennen, daß die bedeutendsten Werke Kants vor kurzer Zeit in Serbokrotisch erschienen sind. Studien über Kant sind in einem Buch zusammengefaßt, an dem mehrere serbische Philosophen beteilitg sind. In Serbien werden sogar die ausgewählten Werke der besten deutschen Dichter und Schriftsteller gedruckt, die im Unterricht an Gymnasien als Deutschlektüre verwendet werden. Es ist eine Tatsache, daß Werke serbischer und kroatischer Schriftsteller in keine andere westliche Sprache so viel übersetzt wurden, wie ins Deutsche.

Neben viel Negativem haben die beiden Weltkriege auch manches zur kulturellen Annäherung der beiden Völker beigetragen. So z. B. schreibt nach dem ersten Weltkrieg Gerhardt Gesemann "Die Flucht". In diesem Roman, in dem er als "ehemaliger Feind" freundschaftlich behandelt wird, finden wir eine starke Idealisierung des südslawischen Menschen.

Nach dem ersten Weltkrieg entwickelten sich die deutsch, südslawischen Kulturbeziehungen erstaunlich schnell und wurden viel enger und herzlicher als das offizielle Verhältnis des damaligen Jugoslawiens zu seinen Verbündeten. Manche Deutsche, die gleich nach dem ersten Weltkrieg nach Serbien kamen, um die freundschaftlichen Beziehungen zu pflegen, wie Hermann Wendel, Profesor Gesemann und der Gesandte Köster, und viele noch heute Lebende, gehörten zu den populärsten Ausländern, die zwischen den beiden Kriegen auf dem Balkan gelebt haben.

c) künstlerisch

Auch auf musikalischem Gebiet besteht ein reger Austausch. Das Gastieren deutscher Pianisten und Musiker hat bei dem serbischen Publikum eine sehr freundliche Aufnahme gefunden. Die bekanntesten deutschen Opern sind auch heute ständig auf dem Spielplan der serbischen Opernhäuser zu finden.

Die Belgrader Oper nimmt in jedem Jahr an den Maifestspielen in Wiesbaden teil und viele serbische Künstler sind in manchen deutschen Städten (wie München, Augsburg, Wiesbaden, Hamburg, Mainz u. a.) sehr bekannt geworden. Auch die deutschen Komponisten haben lebhaftes Interesse an den Motiven der serbischen Volkslieder, die sehr oft einen ausgeprägten orientalischen Einschlag aufweisen. Die bedeutendsten deutschen Klassiker, wie z. B. Bach, Beethoven, Haydn, Schubert, Schumann, Strauß, und viele andere, sind in Serbien wie zu Hause, weil die Serben einen großen Enthusiasmus auch für ernste Musik besitzen.

Herr Miodrag Vukic ist Jugoslawe und arbeitet hier an der Universität an einer Dissertation.

Übersicht über die Prüfungsordnungen

der Fachrichtungen sämtlicher Fakultäten an den Universitäten des Landes Hessen

(Fortsetzung)

Der Kandidat kann auf seinen Antrag bei der Prüfung selbst oder nach bestandener Prüfung über die ordentlichen Prüfungsfächer hinaus in einem oder mehreren Ergänzungsfächern geprüft werden.

Die Prüfung besteht aus einem schriftlichen und einem mündlichen Teil. Die Prüfungsleistungen müssen im allgemeinen aufeinander folgen. Doch können einem Kandidaten, der die Prüfung nach Ansicht des Prüfungsausschusses ohne sein Verschulden hat abbrechen müssen, die schriftlichen Prüfungsleistungen noch innerhalb zweier Semester angerechnet

Schriftliche Prüfung:

Die schriftliche Prüfung umfaßt folgende Leistungen:

- 1. eine wirtschaftswissenschaftliche Arbeit gemäß § 10 der Prüfungsordnung. Für Einzelheiten sei auch hier auf die Regelung bei den Volkswirten verwiesen;
- 2. je eine Klausurarbeit aus jedem der Prüfungsfächer. (Nach der alten Prüfungsordnung muß je eine Klausurarbeit über eine Aufgabe oder Aufgabengruppe in vier Fächern geleistet werden. Diese Fächer sind:
- a) in der wirtschaftswissenschaftlichen Gruppe: Betriebswirtschaftslehre, Pädagogik, Volkswirtschaftslehre, Rechtswissenschaft.
- b) in der sprachlichen Gruppe: Betriebswirtschaftslehre, Pädagogik, erste fremde Sprache, zweite fremde Sprache oder Wirtschaftsgeographie.
- c) in der geographisch-technologischen Gruppe: Betriebswirtschaftslehre, Pädagogik, chemische oder physikalische Technologie, Wirtschaftsgeographie.)

Für jede Klausurarbeit wird bis zu fünf (bisher: vier) Stunden Zeit gewährt.

Mündliche Prüfung:

Die Bestimmungen entsprechen wörtlich denen der mündlichen Prüfung für Diplom-Volkswirte. Die Entscheidung über das Bestehen der Prüfung ergibt sich in entsprechender Abwandlung der dort geltenden Bestimmungen.

Promotionsordnung

der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Die Fakultät verleiht den Grad eines Dr. rer. pol. auf Grund einer von dem Bewerber verfaßten Dissertation und einer vor der Fakultät erfolgreich abgelegten mündlichen Prüfung. Ein Rechtsanspruch auf Zulassung zur Promotion be-

Der Bewerber muß das Reifezeugnis einer anerkannten deutschen höheren Schule oder ein als gleichwertig anerkanntes Zeugnis besitzen.

Weitere Voraussetzungen für die Zulassung zur Promotion: Der Bewerber muß ein mindestens achtsemestriges Studium der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften an deutschen oder gleichwertigen ausländischen Universitäten oder Handelshochschulen nachweisen und die Diplomprüfung oder eine entsprechende ausländische Prüfung bestanden haben.

Nach Ablegung der Diplomprüfung muß der Bewerber mindestens zwei Semester an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität ordnungsgemäß studiert haben.

In Ausnahmefällen kann die Fakultät von der Ablegung der Diplomprüfung absehen, wenn eine außergewöhnliche wissenschaftliche Leistung vorliegt.

Der Bewerber muß sich ferner als Schüler oder wissenschaftlicher Mitarbeiter eines habilitierten Dozenten der Fakultät ausweisen. Von diesem Grundsatz kann nur in ganz besonderen Fällen abgegangen werden.

Dem Gesuch um Zulassung zur Doktorprüfung, das an den Dekan der Fakultät zu richten ist, sind beizufügen:

- 1. Ein in deutscher Sprache abgefaßter Lebenslauf, der namentlich auch über den Bildungsgang des Bewerbers Aufschluß gibt, sowie ein Lichtbild.
- 2. Die Zeugnisse über die Vorbildung, das Diplom in einer beglaubigten Abschrift und ein nach Fächern geordnetes Verzeichnis der gehörten Vorlesungen.
- 3. Ein Leumundszeugnis der zuständigen Universitätsbehörde, oder, wenn der Bewerber nicht mehr studiert, ein polizeiliches Führungszeugnis.
- 4. Eine Erklärung darüber, ob und mit welchem Erfolge der Bewerber sich bereits einer Doktorprüfung oder einer Staatsprüfung unterzogen hat.
- 5. Zwei Exemplare der in deutscher Sprache abgefaßten Dissertation. Sie ist in Maschinenschrift und geheftet oder gebunden einzureichen. Dem Bewerber steht es frei, noch andere von ihm verfaßte, durch den Druck veröffentlichte Schriften beizufügen.
- 6. Eine Erklärung, ob die eingereichte Arbeit oder wesentliche Teile derselben bereits einer anderen Prüfungsbehörde vorgelegen haben. Ist das der Fall, so bestimmt die Fakultät, ob die Arbeit als Dissertation zugelassen ist.
- 7. Am Schluß der Dissertation hat folgende Erklärung des Bewerbers, von ihm unterzeichnet zu stehen:
- "Ich versichere hiermit eidesstattlich, daß ich die vorliegende Arbeit selbständig und nur unter Benutzung der angeführten Quellen und Hilfsmittel angefertigt habe. Sämtliche Entlehnungen oder Anlehnungen sind durch Quellenangabe kenntlich gemacht."
- 8. Eine Quittung über die gezahlte Promotionsgebühr.

Für die Abgabe der erforderlichen Erklärungen sind die von der Fakultät vorgeschriebenen Formulare zu benutzen.

Die eingereichte Dissertation wird von zwei Referenten begutachtet. Wenn die Dissertation abgelehnt wird, ist die Doktorprüfung als nicht bestanden beendet.

Nach Annahme der Dissertation durch die Gutachter bestimmt der Dekan einen Termin für die mündliche Prüfung.

Die mündliche Prüfung erstreckt sich bei Bewerbern, die die Diplomprüfung für Volkswirte, Kaufleute oder Handelslehrer bestanden haben, auf vier, bei den übrigen Bewerbern auf fünf Fächer. Prüfungsfächer, soweit ordnungsgemäß durch einen Lehrstuhl vertreten sind in der wirtschaftswissenschaftlichen Gruppe: 1. Allgemeine Volkswirtschaftslehre, 2. Spezielle Volkswirtschaftslehre, 3. Finanzwissenschaft, 4. Allgemeine Betriebswirtschaftslehre, 5. Spezielle Betriebswirtschaftslehre, 6. Sozialpolitik, 7. Soziologie, 8. Statistik, 9. Politische Wissenschaft, 10. Wirtschaftsgeschichte, 11. Wirtschaftspädagogik.

Andere Fächer können von der Fakultät genehmigt werden. Unter den gewählten Prüfungsfächern muß sich immer allgemeine Volkswirtschaftslehre oder allgemeine Betriebswirtschaftslehre und spezielle Volkswirtschaftslehre oder spezielle Betriebswirtschaftslehre befinden.

Im übrigen sind folgende Fächerkombinationen zulässig:

1. Volkswirtschaftslehre: allgemeine Volkswirtschaftslehre, spezielle Volkswirtschaftslehre, allgemeine oder spezielle Betriebswirtschaftlehre und ein viertes Fach.

- 2. Sozialpolitik: Sozialpolitik, allgemeine Volkswirtschaftslehre und tät ein viertes Fach.
- 3. Statistik: Statistik, allgemeine Volkswirtschaftslehre, allgegemeine oder spezielle Betriebswirtschaftslehre und ein viertes Fach.
- 4. Wirtschaftspädagogik: Handelspädagogik, allgemeine Volkswirtschaftslehre, allgemeine oder spezielle Betriebswirtschaftslehre und ein viertes Fach.
- 5. Betriebswirtschaftslehre: Allgemeine Betriebswirtschaftslehre, spezielle Betriebswirtschaftslehre, allgemeine oder spezielle Volkswirtschaftslehre und ein viertes Fach.
- 6. Fürsorgewesen: Fürsorgewesen, allgemeine Volkswirtschaftslehre, allgemeine oder spezielle Volkswirtschaftslehre und ein viertes Fach
- 7. Politik: Politik, allgemeine oder spezielle Volkswirtschaftslehre, allgemeine oder spezielle Betriebswirtschaftslehre und ein viertes Fach.
- 8. Finanzwissenschaft: Finanzwissenschaft, allgemeine Volkswirtschaftslehre, allgemeine oder spezielle Betriebswirtschaftslehre, und ein viertes Fach.
- 9. Soziologie: Soziologie, allgemeine Volkswirtschaftslehre, allgemeine oder spezielle Betriebswirtschaftslehre und ein viertes Fach.
- 10. Wirtschaftsgeschichte: Wirtschaftsgeschichte, allgemeine Volkswirtschaftslehre, allgemeine oder spezielle Betriebswirtschaftslehre und ein viertes Fach.

Das vierte Prüfungsfach aus dem Gebiete der Wirtschaftsund Sozialwissenschaften wird vom Kandidaten benannt. Ein fünftes Fach kann auch aus dem Gebiet einer anderen Fakultät mit Zustimmung der Fakultät gewählt werden.

Die Prüfer werden nach Maßgabe der von der Fakultät aufgestellten Richtlinien vom Dekan bestimmt.

Die mündliche Prüfung findet unter dem Vorsitz des Dekans statt. Die Prüfung gilt als nicht bestanden, wenn in einem der Prüfungsfächer die Leistungen "ungenügend" sind.

Die Dissertation, die Ergebnisse der einzelnen mündlichen Prüfungen und die hieraus zu bildende Gesamtnote werden wie folgt beurteilt: summa cum laude = ausgezeichnet (1); magna cum laude = sehr gut (2); cum laude = gut (3); rite = genügend (4); nicht bestanden = ungenügend (5).

Der Bewerber hat seine Arbeit binnen Jahresfrist in einer von der Fakultät festgesetzten Anzahl von Exemplaren der Fakultät einzureichen. Die Ausfertigung des Diploms erfolgt nach der Einreichung der Pflichtexemplare. Mit der Aushändigung des Doktordiploms ist der Bewerber berechtigt, den Doktorgrad zu führen.

Ist die Prüfung nicht bestanden, dann entscheidet die Fakultät, ob und nach welcher Frist sie wiederholt werden kann. Eine zweite Wiederholung ist nicht zulässig.

Wird der Kandidat zur Wiederholungsprüfung zugelassen, so kann die Dissertation, wenn sie mindestens "gut" beurteilt war, wieder vorgelegt werden.

Neu zugelassen als Prüfungsfach ist Versicherungsbetriebslehre. Außerdem wird die Wahl von anderen Fächern als den in der Promotionsordnung genannten von Fall zu Fall auf Antrag genehmigt. Juristische Fächer sind bei der mündlichen Prüfung nicht zugelassen, es sei denn als fünftes Fach, ebenso Wirtschaftsenglisch und Wirtschaftsfranzösisch.

(wird fortgesetzt!)

In Deutschland beherrschte die serbenfreundliche Stimmung, die große Männer der deutschen Kultur, wie Herder, Goethe, Grimm und Ranke, gepflegt hatten, eine Zeitlang auch die offizielle Politik Bismarcks. (Der damalige Generalkonsul von Rosen war sehr serbenfreundlich eingestellt.)

Die Bedeutung und Tiefe der deutsch-serbischen Kulturbeziehungen soll hier durch die Tätigkeit zweier sehr bekannter serbischer Schriftsteller näher erläutert werden.

I

Dositej und Vuk (Ihre Tätigkeit und ihre Berührung mit dem deutschen Kulturkreis)

Im Laufe des 18. Jahrhunderts kommen Serben und Kroaten in immer stärkere Berührung mit der mitteleuropäischen Kultur der Aufklärung. Hier muß hervorgehoben werden, daß ganz Serbien, mit Ausnahme der Vojvodina (nördlichster Teil Serbiens), unter türkischer Herrschaft stand.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert erscheint Dositej Obradovic (1742—1811) aus dem Banat, als energischer Wegbahner der Ideen der Aufklärung. Die Aufklärung konnte nur in der Vojvodina zur Entfaltung und Wirkung kommen, da ganz Serbien analphabetisch und durch den Existenzkampf gegen die türkische Unterdrückung in Anspruch genommen war.

Die Grundideen Dositejs waren, das Volk durch die Literatur aufzuklären und die Bildung der Frau voranzutreiben; außerdem solle die Volkssprache zur Erweiterung der Kultur beitragen. In seiner Autobiographie legte er klar seine Absichten dar: "Wer allein als Schaf zu anderen Schafen geht und sich damit zufrieden gibt, tut kund, daß Überlegung und Denken für ihn nicht von Bedeutung sind. Die Verwurzelung in alten Sitten und Gebräuchen ist den Wurzeln der alten Bäume vergleichbar, die desto länger zum Trocknen brauchen, je tiefer sie versunken sind; wir sollten auch daran denken, wie die Menschen in 100 Jahren denken mögen, wenn wir nicht bereit sind, unmittelbar und gleichsam jung zu sein und zu bleiben. Wenn die Europäer nicht gewagt hätten, ihre Gedanken zu korrigieren, und sich durch die Wissenschaft zur Vernunft bringen zu lassen, so wären sie heute noch so unwissend und barbarisch, wie die armen Völker im Inneren Afrikas."

Damals besaß die serbische Literatur einen religiös-rituellen Charakter und ihre Sprache war russische-slawisch. Dositej setzt sich dafür ein, daß die Volkssprache eingeführt werden müsse und in einem Brief an einen seiner Freunde schreibt er: "Welchen Nutzen haben wir von einer Sprache, die nur wenige im Volk verstehen und die meiner Mutter und meiner Schwester fremd ist. Sie sollen lernen! Aber das ist leicht gesagt und nicht so leicht getan. Sehr wenige haben Zeit und Begabung die alte Sprache zu lernen. Die Sprache fordert einen Preis für den Nutzen, den sie bringt; und welche Sprache könnte mehr nützen, als die, die das ganze Volk spricht!"

Dositei wollte die Vernunft praktisch angewandt wissen und er sagt: "Nur Unwissenheit und Dummheit finden Genüge daran beim Alten zu bleiben. Gott hat dem Menschen die Vernunft gegeben, damit er überlegen, erkennen und das Gute auswählen kann; alles, was nützlich ist, ist auch in sich selbst gut." Dositej hat fast alle Länder Europas bereist. Im Jahr 1771 kommt er von Triest nach Wien. Mit Hilfe Wiener Griechen gibt er Italienisch und lernt selbst Deutsch, Lateinisch, Französisch, Logik und Methaphysik. Er bringt in Wien 6 Jahre als Privatlehrer zu. Dann kommt er über Panonien, Italien, die griechischen Inseln und die Türkei, Rumänien und Polen nach Halle. Dort zieht er seinen Pfarrerrock aus und beginnt an der Universität bei dem Leibnizschüler Professor Eberhard Philosophie, Ästhetik und Theologie zu studieren. Hier wird Dositei zum Schriftsteller und praktischen Aufklärer. Im Sommersemester 1783 geht er zu Professor Born nach Leipzig. Hier in Leipzig erscheint bei Breitkopf sein erstes Buch: "Der Brief an Haralampije", in einer der wenigen Druckereien in Europa, die über cyrillische Lettern verfügte. Seine Zeit in Wien und Deutschland war von entscheidender Bedeutung für seine geistige Entfaltung. Während der 20 Jahre, die er sich allein in Wien aufhält, kommt er in Berührung mit der deutschen Kultur und der rationalistischen Philosophie. Er liest F. Baumeister und schätzt ganz besonders Lessing, den er scharf und überklug und den Aufklärer des gebildeten Germaniens nennt. Er sieht ihn auf einer Ebene mit Sokrates und Christus.

Er liest Christian v. Wolff, den deutschen Philosophen der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und übersetzt den protestantischen Pastor und Moralisten Zollikofer. Er beschäftigt sich auch mit den kleinen deutschen Aufklärern und bemüht sich, die Ideen der Aufklärung für Serbien nutzbar zu machen. Er übersetzt ferner Lessings Fabeln und den "Damon" und kommt auch in Berührung mit den englischen Aufklärern: Bacon, Chesterfield, Pope, Swift und Defoe. Dositeis Lebensarbeit war pädagogisch; er glaubte, daß der Mensch an sich gut sei, daß nur eine schlechte Erziehung das Böse im Menschen bewerkstellige und infolgedessen das Augenmerk auf eine gute Erziehung zu richten sei. Indem er auch für die gleichberechtigte Ausbildung der Frau eintrat, stand er hoch über seiner Zeit. Bis 1730 durfte in Serbien keine Frau eine Kirche betreten. Dositej kämpfte gegen diese patriarchalischorientalische Einstellung und trat dafür ein, daß auch die jungen Mädchen nicht nur Lesen und Schreiben, sondern auch Geschichte, Geographie, Logik und Moralphilosophie lernen sollten, um gute Töchter, Gemahlinnen und Mütter sein zu können. 1808 gründet Dositej die spätere Universität Belgrad, die erste Hochschule des Landes. 1811 wird er der erste Kultusminister Serbiens, bis er am 28. März 1811 starb.

Bis zu Dositej war Serbien in der geistigen Atmophäre des Mittelalters, der Unkultur, der östlich-orthodoxen Traditionen in byzanzischem Geist und russischer Theologie befangen. Mit Dositej wurden in Serbien neue Wege der Erziehung beschritten und das Land zur Teilnahme an dem westlichen Kulturkreis geführt.

Vuk Karadzie

Ebenfalls ein großer Serbe, von dem man mit Recht sagen kann, daß er der bedeutendste, nicht nur serbische, sondern überhaupt südslawische Sprachforscher ist. Er ist der eigentliche Schöpfer des modernen Serbokroatischen und in seiner Arbeit derjenigen Dositejs sehr ähnlich; ja, er ist in seiner Bedeutung über Dositej hinausgelangt.

Das Verständnis für serbokroatische Volkskunst förderte auch das politische Verstehen. So schrieb Leopold von Ranke die Geschichte der serbischen Revolution, die von großer Sympathie für das serbische Volk erfüllt ist. Vuk hat seinerzeit den berühmten deutschen Historiker Leopold von Ranke kennengelernt. So ist in Hamburg 1829 das bekannte Werk Rankes: "Die serbische Revolution, Aus serbischen Papieren und Mitteilungen" erschienen. Vuk hat Material für dieses Werk Rankes zur Verfügung gestellt und dadurch dem serbischen Volk Ansehen in der Welt gebracht. Ranke gibt im Vorwort zu, daß sein Werk in gemeinsamer Arbeit entstanden ist und im Briefwechsel mit Vuk nennt er das Werk "unser Werk" und schickt ihm die Hälfte des Honorars.

Vuk, ein geborener Revolutionär, stürzte die ganze serbische Kultur um und brachte den serbischen Literaten nahe, die Anregung für ihr geistiges Schaffen in der Volkskunst und nicht in der Nachahmung fremder Werke zu suchen; er hat oft selbst erzählt, daß er die "Umwertung aller Werte" Jakob Grimm zu verdanken habe.

Das wichtigste Tätigkeitsfeld Vuks war die Sprache, die Orthographie und die Volkspoesie. Er wurde 1787 geboren. Ursprünglich Hirt, lernt er als Autodidakt Schreiben und Lesen und wird 1810 Volksschullehrer. Da er im Krieg eine serbische Abteilung gegen die Türken geführt hatte, war er gezwungen, nach Wien zu fliehen, wo er in der dortigen serbischen Zeitung einen Artikel über die Ursachen für das Zusammenbrechen des ersten serbischen Aufstandes schrieb. Durch diesen Artikel wird der slowenische Philologe Ternei Kopitar, der als Zeitungszensor in der Wiener Hofbibliothek tätig und darüber hinaus Redakteur der slowenischen Rubrik in einer Wiener Zeitschrift war, auf Vuk aufmerksam. Die Begegnung der beiden Männer wird für Vuk von entscheidender Bedeutung. Kopitar hat die erste Sammlung serbischer Lieder von Vuk dem deutschen Philologen Jakob Grimm geschickt, der darüber ein sehr lobendes Urteil schrieb. Zu gleicher Zeit hat Kopitar die Sammlung ins Deutsche übersetzt und das Manuskript Goethe zugeschickt, der es später für seinen Artikel über serbische Volkspoesie verwandte.

IDOL "ROCK'N ROLL"

Was dem Kopf fehlt, fährt in die Beine. So bricht eine neue Raserei an. Doch die Rasenden bleiben an der Kandare. Das ist das Novum. Wir aber wollen den Film "Außer Rand und Band" einmal ernster nehmen, als seine Narretei es vielleicht wünscht. Der Inhalt: "Ein Konzertmanager in Nöten des Kopfes — reist aufs moderne Land, wo er Bill Haley mit Schmalzlocke und seine Hausmusik ,Rock'n Roll' entdeckt. Dazu Lisa als Tanzakrobatin, die das Land teuer verkauft und mit Küssen Prozente preßt, um die Band über New York und eine Nebenbuhlerin steil zum Glück von Hollywood zu führen. Bill & Co. landen im Hafen der (musischen) Seligkeit, Lisa im Port der Ehe." Dazwischen rast es sich, daß es eine Lust ist. Doch die dürre Handlung ist noch aufschlußreich genug. Kriterium der Wahrheit ist der Erfolg. Das ist nicht neu. Aber hier geschieht es auf doppelte Weise. Der Film um "Rock'n Roll" zehrt von der "Saat der Gewalt" mit ihrem aufpeitschenden "Rock around the clock". Dort faszinierte es und liefert hier für Bill Haleys Ruhm, der sich in "Außer Rand und Band" verlogen noch einmal zu entfalten scheint, schon den Vorschuß, der nun - im Übermaß — fade und nach Profit schmeckt.

Wir nehmen den Film deshalb ernster, gerade weil er sich so heiter, vergnügt und jenseits aller Ideologie gibt, und wollen ihn nur an seinem Anspruch messen, verbindlich für Zeit und Menschen von heute zu sein. Indem wir nachweisen, daß er dies durchaus ist, heben wir ihn heraus aus seiner blinden Unmittelbarkeit von rasenden Frauen und läppischen Männern und befreien ihn von Flitter und Talmi, um den Blick zu öffnen, was sich an Problematik hinter ihm verbirgt. Die Problematik besteht in der scheinbaren Entfesselung der Menschen. Doch die Raserei ist nicht die gleiche wie zum Beispiel die der balinesischen Tempeltänze, die anderen, ursprünglicheren Motiven entsprungen ist, als daß sie je noch von uns nachvollzogen werden könnte. Dennoch springen und toben die Weißen. Aber je weniger sie an ihre Entfesselung glauben, desto beängstigender gebärden sie sich. Auch darin noch gehorsame Vollstrecker des Klischees, das sich ihnen aufzwängt.

Noch in der Revolte gegen den Muff, der bekämpft werden soll, entwürdigt sich der Kuß zum Kommerz. Und alle Wildheit endet brav im Ehehafen. So im Film, Die Männer werden zu Hampelmännern. Die Frauen werfen sich in die

Brust, die Kleider (bis zum Erlaubten) emporraffend. Je mehr sie sich aber im Rausch verzücken, um so wilder schlägt er auf sie zurück. Denn die Freiheit ist verkrampft, und die Natur, die sie suchen, wird zur Unnatur, die stets reizt und niemals erfüllt, was sie an Lust verspricht. Das Ergebnis aber bleibt unsichtbar, denn in den Nervenkliniken geistern die Neurosen im Verborgenen. Preis für die Zwangsjacke, während die Vordergründigen von Entfesselung reden. Die Revolte verliert sich in wilder Bewegung. Die Gesichter erstarren. Närrisch und kindisch. Das ist der Weg der Ver-

Wir werfen dem Rock'n Roll nicht sein betont erotisches Moment vor, sondern das Schlimme ist gerade, daß die Sehnsucht, die sich darin wie in jedem Tanze ausdrückt, manipuliert wird und sich entleert auf billige Akrobatik. Vollzogen von Frauen und Männern, die sich selbst oft nur noch nach ebenso äußerlichen Gesichtspunkten auszuwählen gewohnt sind. Der "reinen Liebe" — frei von allen Bedingtheiten — stehen wir skeptisch gegenüber. Aber deshalb ist die Ansicht, die die Liebesbeziehungen radikal in ökonomischen Mechanismen aufgehen läßt, um nichts weniger bedenklich. Indem sich die Liebe, wie im Film gezeigt, jedoch ganz darin erschöpft, kehrt sie sich um in Lieblosigkeit und Zynismus. Trotz allem keep smiling der Beteiligten. Es verdeckt nur den Betrug, der über sie hereingebrochen ist.

Das Unbehagliche ist, daß sich hinter diesem Film, der sich gewiß scheut, so ernst wie hier genommen zu werden, das Bild einer Gesellschaft verbirgt, deren Korrelatum er ist. Und als dieses Korrelatum bedingt er zugleich mit den Weg dieser Gesellschaft zu jenem Unbehagen hin, das er verdecken will. Stattdessen läßt er das Glück, dessen Hoffnungen sich nie erfüllen, als Fata Morgana aufziehen, zu dem hin die Genarrten so lange tanzen, bis sie zu Boden stürzen. Diesen Betrug gilt es zu entlarven. Die Spirale, in der wir uns alle — Betrüger und Betrogene — befinden, muß durchbrochen werden, damit wir von außen uns des Nichts unserer scheinbaren Fülle klar werden, der wir nachjagen, statt uns für Besseres freizuhalten. Der durchschaute Trug ist auch ein Positivum, auch wenn es sich in seiner Äußerung negativer Bestimmungen bedienen muß. Die aber nur insofern "zersetzend" wirken, als sie das Negative aussprechen und Raum schaffen für Einsicht, Vernunft und Hoffnung.

Horst Helmut Kaiser

Um das Verständnis eines Buches bittend

Seit einiger Zeit beschäftigt man sich mit der Negerkultur, just in dem Moment, wo die Kolonialpolitik scheitert und Negrituden plötzlich mehr sind als denkwürdige Reisesouvenirs, an denen der weiße Mann mit einigem Erschaudern die ersten Geburtswehen des Geistes feststellte. Der Evolutionist zehrte von seiner geschichtsphilosophischen Vorstellung, daß er in der Entwicklung oben stünde, während der arme Neger weiter unten stecken geblieben wäre: eine Laune des Weltgeschehens, Pfuscherei, die mit einigem Zivilisationsgeist aus der Welt geschafft werden könnte. Heute herrschen andere Vorstellungen.

Vielfach ist es nur Snobismus, der mit Sehnsüchten nach ungebundener Lebensweise aufwartet, in der die Neurosen an der frischen Luft hinwegtauen. Jenes Urwüchsige, das auch in der Blut-und-Boden-Literatur bis Jean Giono sein Unwesen treibt, gibt sich als auftrumpfende Vitalität, die geschickt mit allerhand Gefühlsaufwand die Möglichkeit in Aussicht stellt, daß sich der Mensch in den Urzuständen seiner Komplexe und Hemmungen entledigen kann. So weit der Nudistentraum.

Man kreiert einen utopischen Wilden, der seine Existenz lediglich dem Überdruß verdankt, der im Abendland grassiert. Der Hang zum Ur-wüchsigen ist von der Vorstellung beherrscht, daß nur im Anfänglichen das Heil liegt; das Ende kommt hierfür nicht in Frage, weil es nicht abzusehen ist. Das Primitive, noch nicht verseucht von der Pest der Reflexion, wo der Geist noch nicht als Widersacher der Seele auftritt, hat jungfräulichen Reiz. Dort im Arkadien eines geschichtslosen Lebens winkt das Glück.

Diese Vorlieben freilich sind als konstruierter Kontrast zur gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation Europas viel zu raffiniert, um an der Wirklichkeit gedeihen zu können. Der Wilde ist der neue Adam, dem Geschichte und Kultur noch keine Furchen in sein Antlitz gegraben hat, er ist die Verwirklichung sämtlicher Träume des 20. Jahrhunderts, Panerotiker, Eremit und Vegetarier zugleich. Es mutet seltsam an, daß man solche Ideale stets in ferne Erdteile oder Zeiten verlegt, um sie aus der Distanz um so abgöttischer verehren zu können. Man verehrt mit bigottem Schaudern, glaubt in einer Nachahmung auf die Spuren des Glücks zu kommen, erquickt sich an dem Morgengrauen der Menschheit, wo alles noch Ur ist.

Der Hang zum Natürlichen zeigt sich noch in dem Campingtick, wo man "Kultur" in das Milieu der freien Wildbahn verfrachtet, um sie geschwind zu verjüngen.

Somit wird jedes Verhältnis zu den Farbigen durch solche Sehnsüchte kompromittiert: Der Primitive ist viel zu viel Wunschgestalt, als daß er als er selbst auftreten könnte. Eine doppelte Problematik tut sich hierbei auf: einmal die Schwierigkeit eines unbefangenen wissenschaftlichen Verhältnisses zu den "primitiven Völkern" und das andere Mal die Fragwürdigkeit eines Verständnisses, weil alles unter die Demagogie unserer Begriffe gerät, in die unsere Geisteshaltung unaustilgbar eingegangen ist, so daß ein Verstehen notwendigerweise ein Hinüberführen in unsere Begriffswelt bedeutet, womit aber, so sehr man auch immer um Äquivalenz bemüht ist, das Wesen dieser Welt abendländisch verzerrt ist.

Der Franziskanerpater Placide Tempels hat in seiner "Bantuphilosophie" die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens richtig erkannt. Freilich bleibt eine andere Fragwürdigkeit noch bestehen, die dem Missionar entgehen mußte. Es hängt ganz von der Fragestellung ab, welche Antwort gegeben wird. Auch der Versuch, die Lebenshaltung, man scheut sich schlichtweg von Philosophie zu sprechen, ist durch die schon bestimmte Richtung des Begriffes, wie es sich in der Formulierung der Frage zeigt, von vorne herein unvollkommen und nur Behelf. Hinzu kommt noch der Mangel an abstrakten Begriffen in der Bantusprache. So wäre ein Verständnis nicht so sehr ein Umsetzen als vielmehr eigenmächtige Reflexion, die dem Sprachbewußtsein der Bantu selbst fremd ist. Diese Aporie darf aber nicht zum Aufgeben verleiten. Erst die Kenntnis der Differenz macht eine wissenschaftliche Analyse möglich, wo nicht mehr das freudige Ereignis der Übereinstimmung mit eigenen Vorstellungen und Erwartungen die Illusion bestärkt, daß das Glück in einem Lendenschurz

Die Frage einer Rassenangleichung wird nicht durch jene wilde Mimikry gelöst, die den müden Europäer in bukolische Ausgelassenheit versetzt, wo er noch einmal fernab von all seinen Konventionen und Gesetzen ganz seiner Vitalität nachgehen kann, die sich zum wirklichen Leben verhält wie ein Heiratsversprechen zur Heirat selbst.

Das Buch Tempels dagegen ist erstaunlich sachlich, erster Vorstoß in ein Gebiet, wo bislang ein abschätziges Urteil jedwede Eigenart überdeckte. Die Methode der sorgfältigen Umschreibung und Interpretation sprachlicher Gegebenheiten legitimiert sich durch die Tatsache, daß in der Sprache selbst das Verhältnis zur Wirklichkeit offenbar wird.

Tempels' Verdienst ist die Anerkenntnis einer eigenständigen primitiven Kultur", die die fortschrittsfreudige Zivilisierung

"Es hat sich mehr als hinlänglich erwiesen, daß unsere ökonomische Zivilisation, unsere Geldphilosophie unfähig ist, die Bantu zu zivilisierten Menschen zu machen." (Seite 116)

Ebenso unmöglich ist es, die Bantuphilosophie als eine Lösung europäischer Probleme anzusehen. Einzig notwendig ist eine schlichte Toleranz.

Placide Tempels OFM: Bantuphilosophie, W. Rothe Verlag, Heidelberg 1956, 154 Seiten, Preis 7,80 DM.

Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenartikel zur Lektüre:

Politik

Klerikalismus, ein Kinderschreck. Klerikalismus, ein Kinderschreck.

Bernhard Hanssler in Politische Studien. 1957, H. 81.

Sozialreform — Schlagwort oder Programm.

Erich Mende in Politische Studien. 1057, H. 81.

Das Wesentliche bleibt zu klären. Zur Ideologie der Bundeswehr.

Jesco von Puttkamer in Die neue Gesellschaft. 1957, H. 1.

Die innere Entwicklung im heutigen China.

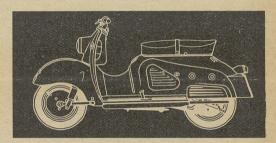
Gerhard Rosenkranz in Universitas. 1957, H. 1.



Sie schaffen sich damit ein kleines Vermögen

Sicherer als in einem Sparstrumpf können Sie Ihr gutes Geld in einem Fahrzeug anlegen, dessen Wert höher ist als sein Anschaffungspreis. Und das bei einer Anzahlung von DM 375,-.. Kluge Menschen legen Wert auf Besitz, der nicht durch Tageslaunen oder Modeerscheinungen gefährdet ist. Für solche Menschen, die auf der Höhe der Zeit stehen, empfiehlt sich die Bella von Zündapp; die Anspruchslose für Anspruchs-

Bella-Fahrern ist tägliche Freude gewiß. Und Freude verzinst sich immer.



Bella 150 ccm 7 PS, Bella 200 ccm 10 PS

Starke und wirtschaftliche Zündapp-Zweitaktmotore in bekannt gutem Fahrwerk, unter vorbildlicher Karosserie. Schon ab DM 375,-..

ZÜNDAPP-WERKE G. M. B. H. NÜRNBERG-MÜNCHEN WERK NURNBERG

Berlin zwischen Vergangenheit und Zukunft. Probleme seiner wirtschaftlichen Selbständigkeit.
Robert Heinz Schmidt in Frankfurter Hefte. 1957, H. 1.

Das europäische Wirtschaftswunder.
Salomon Wolff in Der Monat. 1957, H. 101.

Der Leidensweg der Staatsvereinfachung. Zwischen Hoffnung

und Resignation.
Rudolf Zorn in Deutsche Universitätszeitung. 1957, H. 1, 2.

Kultur

Die Universität und die Öffentlichkeit. Über einige Grundlagenprobleme der Pädagogik.
Gerhard Fischer in Deutsche Universitätszeitung. 1957, H. 1.

Georg Trakl.

Michael Guttenbrunner in Deutsche Rundschau. 1957, H. 2.

Verfall und Wiedergeburt der Familie.
Friedrich Heer in Hochland. 1957, H. 3 Freiheitliche Kulturpolitik. Aufgaben und Grenzen staatlichen

Karl Holzamer in Rheinischer Merkur v. 1. 2. 1957

Das Selbstverständnis des gegenwärtigen Zeitalters Theodor Litt in Das Parlament v. 30. 1. 1957, B

Die moderne Kunst und die Wirklichkeit.

Emil Preetorius in Universitas. 1957, H. 1.

Amerikanische Intellektuelle von Europa gesehen.

Wilhelm Röpke in Deutsche Rundschau. 1957, H. 2.

Hier wird Geschichte umgeschrieben. Die europäische Verstän-

digung im Geschichtsunterricht.
Otto-Ernst Schüddekopf in Die politische Meinung. 1957, H. 8.
Wissenschaft und Bildung. Das Studium generale als Selbstkritik

der Fächer. Richard Schwarz in Deutsche Universitätszeitung. 1957, H. 2.

Wissenschaft

Abhandlungen zur Frage der Intuition in Studium generale. 1956, H. 10.

in Studium generale. 1956, H. 10.

Die Wissenschaft an der Grenze.
Hugo Fischer in Merkur. 1957, H. 1.

Jedermanns Sozialphilosophie. Kapitalismus, wie er ist und wie er dem gemeinen Mann erscheint.

Ludwig von Mises in Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung v. 26. 1. 1957.

Nächster Redaktionsschluß: 15. April 1957

LYRIK - SCHLACHTHOF

"Nun ist zugegebenermaßen jüngste Kunst besonders schwankender Boden für den Beurteiler. Ein evidenter Nutzwert liegt nicht vor, traditionelles Vorurteil kommt nicht zuhilfe, die Methoden der Literaturwissenschaft, vor allem der Stilanalyse sind nicht in der Lage, die Frage nach der Qualität zu beantworten, bleibt allein jener intakte und mit allen Wassern gewaschene Kunstverstand, der, mit einer gehörigen Portion Zeitinstinkt begabt, auch ohne einen Aufdruck vorzufinden, die Karätigkeit einer Strophe zu taxieren fähig ist ... "Es blieb dem STUDEN-TEN-KURIER vorbehalten, serienmäßig solch "eigenhirnige Kritik zu exemplifizieren": "Leslie Meiers Lyrik-Schlachhof." Der Titel will einen nicht recht ermutigen, wenn man an dem Vorurteil festhält, daß Kunstverstand nicht nur mit allen Wassern gewaschen, sondern auch mit Geschmack verbunden sein müsse. Doch mögen cerebrale Autonomiebestrebungen einer Studentenzeitung wohl anstehen; und schon immer hat revolutionärer Elan der Selbstvergewisserung in Barbarismen bedurft. Wer wollte also die Nase rümpfen, wer wollte nicht dabei sein, wenn Leslie Meier der fassungslosen Literaturwissenschaft zeigt, wie's gemacht werden muß, von keinem Vorurteil eingenommen, Strophen taxiert, instinktsicher bedeutet, woran man mit ihnen sei.

Da nun sand wächst in den krügen sand vom lichthof des mondes vom rand zugeschütteter sterne nährt im erdkreis dieser oase mit dem sandsturm der herbstgott die vor furcht klaffenden zelte.

(Joh. Poethen, in "Mein Gedicht ist mein Messer", hg. v. Hans Bender, Rothe, Heidelberg 1955)

Woher rührt das Unbehagen beim Lesen dieser Strophe? Wir sind an jenem Punkt angelangt, wo keine Logik, keine Bildung, auch keine ahnerische Instanz den 'rand zugeschütteter sterne' oder die ,vor furcht klaffenden zelte' einigermaßen sinnvoll unterzubringen vermag, wo keine objektive Maßgabe überhaupt sich hält, alles ins Unüberprüfbare sich entzieht und jede allgemeine Verbindlichkeit über Bord geht . . . So etwas ist doch drauflosgeträumt, hinassoziiert, wie soll ich mich in diesem Bildermus innerlich zurechtfinden? ,Sand . . . vom rand zugeschütteter sterne', das ist doch ästetisch gar nicht mehr meßbar, abzuwägen, zu taxieren — ist das gewagt, originell, schön? — wir sind in den Territorien der Unüberprüfbarkeit, wir wissen nicht mehr für was ein Bild steht, was es bedeutet ... "Recht so. Genau dies hat das zuvor hochmütig abgewiesene Lieschen Müller auch schon gesagt, nur hat es sich weniger gewählt ausgedrückt. Und da rätselt eine hoffnungslos vorgestrige Stilanalyse herum, was an dieser Strophe schlecht sei.

Leslie Meier ist "sicher der Letzte, der nicht bereit wäre, ein Wagnis bis dicht vor die Marotte zu würdigen . . . " Seine "Beurteilungen und Bewertungen" wollen nur "die Diskussion ganz entscheidend und nicht zimperlich ankurbeln, vor allem die Auseinandersetzungen auf das Wesentliche lenken, auf die Form vor dem Hintergrund der akuten Zeit." Es gibt neue Gedichte die dem standhalten.

> ENDE DES ABENDS Vacuum unter den Stühlen, Wand, die keine mehr ist: Mit klirrendem Tellerspülen Verklingt der Tag und vergißt.

Er geht und vergißt meine Fragen. Der Zigarettenrauch Zerflattert im Türflügelschlagen — Die Hoffnung auch.

Das Licht wartet hinter der Theke, Kalt und Neon; Schweigen fällt von der Decke — Ich geh ja schon!

(Gottfr. Peffer)

"Pfeffer stellt die Gegenwart vor uns hin, höchst präzis, in Momentaufnahmen: ... klirrendes Tellerspülen, Türflügelschlagen. Da nimmt er die Welt von vorn und bei der Haut (sie!), merken Sie, wie er hinter dem Konkreten her ist, hinter den Details, wie sensualistisch er rangeht? Aber er bleibt nicht beim Impressionismus, er stößt tiefer vor: zum Symbol. Da stehen



Photocopien über Mi-krofilm, schnell, sauber, preiswert, auch vergrö-Bert oder verkleinert. Botendienst.



die klirrenden Teller für den klappernen Leerlauf des Tages, mehr: für die menschliche Misere überhaupt. Das Thema ist natürlich uralt: Der Prediger Salomo formuliert: ,Siehe da war es alles eitel' ... " (folgen Gryphius, Benn und Pfeffer). Unter anderem werden wir uns daran zu gewöhnen haben, daß ,Prediger Salomo formulierte'.

Ohne Zweifel, die zitierten Verse bieten konkrete Details und bezeichnen einen eindeutigen Erfahrungshintergrund — nur: ein gutes Gedicht hat Pfeffer nicht geliefert. Abgesehen von dem Stolperreim "Neon — ja schon", der nichts als eine störende Unebenheit ist, sind die Verse glatt und eingängig, sie werden nur durch aufdringliche Kommentierung in den Strophenschlüssen für bedeutsam ausgegeben. Das Gedicht lebt nicht aus seiner Form. Es mag gefallen, weil es bequem ist, weil es "verständlich"

ist, weil seine Bilder "unterzubringen" sind, nicht zuletzt weil es die "Misere" beschwätzt, von der man auch schon einmal gehört hat. Nirgendwo fühlt sich der Leser herausgefordert, nirgendwo einem unvertrauten Zusammenhang überantwortet. "Das ausgepowerte Wortmaterial", Herr Meier, wird eben nicht "wieder flottgemacht" — auch nicht für den Reim. Originalität (?) der Bilder macht noch kein Gedicht; und außerdem täuscht keine Boxer-Phraseologie darüber hinweg, daß Dichtung die Welt nicht von vorn nimmt und daß ein Tiefschlag noch kein Vorstoß zum Symbol ist.

Und Poethens Strophe? Ich muß bekennen, daß ich Leslie Meier nicht darüber aufklären kann, was "Sand . zugeschütteter sterne" ist; und doch wirkt dieses Bild im Kontext glaubhafter und genauer als irgendein Vers des Pfefferschen Gedichtes. Es schafft mehr Wirklichkeit, Wirklichkeit, die nicht "unterzubringen" ist, poetische Wirklichkeit, fremd und zwingend zugleich. Trotzdem ist die Strophe nicht gelungen. Die drei letzten Zeilen sind ungefüg im Rhythmus, in der Syntax und der

Bildkomposition, gerade das "Verständlichste" überzeugt nicht mehr (erdkreis, oase, sandsturm, herbstgott); eine Stilanalyse hätte das mit viel Umstand evident zu machen. Leslie Meier hat es da leichter. "Eigenhirnige Kritik" enthebt der Mühe des Denkens und Einfühlens: Man besehe ein Gedicht auf seine "Bilderwelt", auf seine "Metaphorik", um so ins "Mark des Autors" zu gelangen. Ist es ersichtlich, "für was die Bilder stehen", und ist dazu dieses "was" der Geist der Zeit — oder was man dafür zu halten geneigt oder verpflichtet ist —, dann ist das Gedicht gut (ins Töpfchen), in jedem anderen Falle ist es schlecht (ins Kröpf-

Es ist geradezu grotesk, wie eigenhirnige Kritik mit dem common sense paktiert. Das verunstaltete Kriterium einer inhaltsbezogenen Ästhetik, dessen man sich bedient, um sich gut-spießbürgerlich die Kunst vom Leibe zu halten, wird zum Maßstab einer Kritik, die gegen die Kunstauffassung einer bürgerlichen Gesellschaft revoltieren möchte. Der Ideologieverdacht trifft wohl keinen der gemaßregelten Autoren so sehr wie den "lyromentalen" Tausendsassa Leslie Meier.

Wie konnte dem KURIER derartiges unterlaufen? Es will scheinen, als wisse die Linke nicht immer, was die Rechte tut.

Horst Enders

"Hochwasser" auf der Bühne

"Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, es ist alles ganz eitel."

Der Prediger Salomo I, 1

Günter Grass hat mit seiner Uraufführung des "Hochwassers" durch die Neue Bühne sich einem Publikum gestellt, das sich jetzt mit akademischen Eifer darum bemüht, das Stück unter den Hammer der Interpretation zu bekommen. Die Vielstimmigkeit der Meinungen eint sich in einem allgemeinen Bedenken, eben jener Gemütsbewegung, die das moderne Drama seit jeher in manchen Köpfen provoziert. Das sich über 35 Schreibmaschinenseiten erstreckende Stück in zwei Akten, das 7 Personen und 2 Ratten zu Wort kommen läßt, zeigt den Ausnahmezustand einer Hochwasserkatastrophe, die den Gang des dramatischen Geschehens zäh in Bewegung setzt: fast in ein Rotieren, denn das Hochwasser bleibt in jedem Augenblick die Prämisse des Geschehens, freilich nicht mit einem weltanschauernden Fingerzeig, der den Zuschauer in den Stand weitgehender Einsichten versetzen würde, der das Misere des Verstehens mildern könnte.

Noah, der Hausbesitzer und Sammler von antiquarischen Tintenfässern (Wolfgang Wierscheim) ist mit seiner Schwägerin Betty (Gin Mebius) damit beschäftigt, die denkwürdigsten Habseligkeiten vor der Zerstörung zu retten, während seine Tochter Jutta (Gabriele Schwarzenstein) mit ihrem Verlobten Henn (Knut Petzel) in der Welt einer eingefahrenen Liebe die Wiederholung eines geschwundenen Glückes erdulden, ohne sich um die Bemühungen Noahs zu kümmern.

Die Erinnerung hat hier dramatische Funktion: sie durchsetzt die Eintönigkeit mit dem modernen Hauch der Vergangenheit. Das Jetzt ist so entleert, daß man nur noch in abgestandenen Erinnerungen schwelgt.

Der Verzicht auf Gegenwart, nichts anderes als eine Abkehr vom gefährnisreichen Augenblick, den eine unendliche Spannung jeder Aktualität beraubt, setzt das Gespräch gleichsam in einen leeren Raum. Der Dialog bereitet nicht die Handlung vor, sondern ersetzt sie. Er löst sich vom Jetzt und zeigt nur noch die Mühe, Vergangenes und geleistete Arbeit vor der Furie des bedrängenden Augenblicks zu sichern. Aber als Noah die Kiste, in der er seine Hauptstütze vermutet, aufbricht, entsteigen ihr Leo, sein Sohn (Wolfgang Kaus) und dessen Freund Kongo, ein eremitierter Boxer (Hans Martin). Die Absurdität dieses Vorgangs straft die Erwartung des Zuschauers Lügen, der an Motivationen angeseilt, die für ihn einzig einen Zusammenhang garantieren, sich um seinen dramatischen "Instinkt" betrogen fühlt.

Nun ist aber Zusammenhang für den Zuschauer auch die Struktur seines Verstehens, sein "Gefühl", das das Drama in sich stimmig erklärt. Die Armut an Handlung, die dem Wesen des Dramatischen widerspricht, ist seit Samuel Becketts "En attendant Godot" und den Stücken Adamows für das moderne Theater charakteristisch, aber keineswegs als kühne Negation des Dramas zu verstehen, wie es die Jünger der Mitte wahrhaben wollen. Die zeitliche Abfolge, eben der Spannbogen des Geschehens, die durch das Gefüge der Motive sich langsam steigert, wie es an dem klassischen Drama typisch ist, setzt eine finale Zeitauffassung voraus: d. h. die Zukunft muß in der Reichweite der Erwartung liegen, eine Handlung sinnvoll durch ihre gesicherte Richtung sein.

Die Zeit gliedert sich nach dem Sekundenschlag der Erwartung, die die Zukunft mit der Gegenwart verschwistert.

Im Hochwasser jedoch ist das Zeitgerüst eingerissen, die Wirklichkeit in ein Noch-nicht-Geschehenes übergeführt.

Die Wirklichkeit ist im Hochwasser potentiell und ihrer Stellenwerte einer sichernden Ordnung beraubt. Die Personen befinden sich in einem andauernden Prozeß der Aushöhlung: sie werden ihrer Menschlichkeit enteignet und gefrieren zu Marionetten, die ganz bestimmte Posen und Gesten immerzu wiederholen. (Die Wiederholung als Stilmerkmal hat keineswegs rhetorische Funktion.) Der Augenblick ist eine unendliche Möglichkeit, daß darob

alles Handeln zur bloßen Geste wird, in der die unendliche Möglichkeit gewahrt bleibt. Der Sinnvollzug löst sich in pantomimischen Reflexen: an die Stelle von normalen Sätzen treten Sprachgebärden, in denen der Sinn gleichsam nur angetupft bleibt; so die chorischen Einlagen, die an die Songs von Brecht erinnern, ohne ihnen jedoch verpflichtet zu sein. Ohne Zweifel liegt in dem Versuch, die Sprache ihrer Zeitgerichtheit zu entkleiden, die nicht immer gemeisterte Schwierigkeit des Stückes. Der Eindruck der Banalität entsteht meist dann, wenn unangemessene Sinnrelikte das Stilprinzip des Leerlaufs sabotieren. Die deformierte Wirklichkeit spart einen voreiligen Sinnzusammenhang aus und setzt dafür bloße Hinweise, die die unendliche Möglichkeit sichern. Der Zynismus, dem alles ausgeliefert ist, hat die Desillusion zum Prinzip, daß nicht der Aufwand einer kleinlichen Erwartung den Augenblick verhängt.

Auf die bange Frage Henns: "Aber es gibt doch eine Zukunft" antwortet Jutta ärgerlich: "Du bist 'n Bubi. Zukunft, immer rauf die Treppe und oben ist noch 'ne Etage und dann kommt das Dach, wieder runter die Treppe, Etage, Etage, bis in den Keller und das nennst du Zukunft." Die Zukunft wird gar nicht mehr begriffen: was bleibt, ist eine hastende Bewegung auf sie zu. Die gängige Phrase, die den Sinn gleichsam in den Beifall des Gefühls abdrängt, ohne über ein rein emotionales Einverständnis hinauszukommen, ist in der dichterischen Sprache als sinnlose Geste festgehalten.

Kongo jedoch unterbindet mit barschen Boxermanieren die Besinnlichkeit. Henn kommt unters Dach und Jutta findet plötzlich einige Liebe für Kongo in ihrem Herzen. Man redet weiter. Die Generationsentfremdung seit dem Naturalismus (Sudermanns "Ehre" bis hin zu Hasenclevers "Sohn") ein beliebtes Thema, ist hier zu einer absoluten allseitigen Entfremdung geworden. Das Gespräch knüpft sich an Zufälligkeiten. Leo und Kongo beschließen die Heimat mit dem Nordpol zu vertauschen: sie gehen als das Wasser zurückweicht und ein Prüfer (Rainer Zoll) ein geflissentlicher Beamter aus dem Figurenkabinett Kafkas den Schaden registriert. Sie nehmen die Uhr mit.

Das Stück schließt mit der Eröffnung Juttas: Ich wünsche mir, daß es wieder regnet, bis das Wasser so hoch steht.

Nichts rundet sich, und es bleibt ein müßiges Unterfangen dem Pulsschlag des Sinnes in den Gesprächen nachzuspüren. Die Vorliebe für eine symbolschwangere Atmosphäre wird enttäuscht. Verschiedene Bewußtseinsphären, so auch die geschickt eingebauten Rattenszenen, die das Geschehen auf der Bühne ins Groteske verzerren, schlingen sich ineinander und entziehen sich einer einfachen Interpretation, die das Gesagte nur in einen weltanschaulichen Jargon umsetzen will. Der Rattendialog zwischen Strich (Karlheinz Braun) und Perle (Ute Koska) ist pantomimisch verstärkt, eine hyperbolische Spiegelung der menschlichen Gepflogenheiten, auch hier wird die Erinnerung in das Jetzt gezerrt, aber es sind nur fragwürdige Sensationen.

Die These, daß Handlungsarmut das Drama erdrosselt, büßt durch das "Hochwasser" an Überzeugungskraft ein. Das Geschehen auf der Bühne ist gering und nur Vordergrund, Gerüst, für jene Gefühle und Eindrücke, die Grass provozieren will.

Die sehr gute Inszenierung durch Karlheinz Braun verhalf dem Stück zu einem guten Start, wenn auch manche Mängel dadurch deutlicher wurden: wie das untätige Herumstehen der Personen, die am Gespräch nicht beteiligt sind. Eine Beschleunigung des Geschehens auf der Bühne hätte das Stück gestrafft und die Wirkung verschärft. Das Bühnenbild von Gunthart Lamcke beschränkte sich auf den Hinweis, wo besser ein vollständiges Requisit am Platz gewesen wäre. H. H.

Für Studierende Sonderbezugspreis DM 2.90 monatlich

Deutsche Zeitung und Wirtschafts Beitung

Die Zeitung mit der instruktiven Information in Politik und Wirtschaft. Kein Nachrichtenblatt, sondern eine

Zeitung, die in tiefschürfenden Kommentaren die Lage erörtert und ohne Rücksichtnahme auf Interessengruppen den Problemen unserer Tage auf den Grund geht. Die Beschränkung auf das Wesentliche und die Schärfe der Analysen entsprechen den Anforderungen, die gerade Studenten an eine Zeitung stellen.

Versand in den Semesterferien auch an die Heimatanschrift

Verlag: Curt E. Schwab G. m. b. H., Stuttgart W, Silberburgstraße 193

KUNSTHANDLUNG

Karl Vonderbank

VORM. TRITTLER

FRANKFURT A. M., GOETHESTRASSE 11

Gemälde · Aquarelle · Stiche Reproduktionen Einrahmungen in eigener Werkstätte

Bananeneis und Alkohol

Von Klaus Nonnenmann

Schon beim Zähneputzen, diesem geistigen Fest glaubensschwacher Menschen, hatte Claudia Gelegenheit, ihr Spiegelbild zu prüfen. Und daß sie es, wie jeden Morgen, minutenlang und in skeptischer Begeisterung bewundern durfte, verdankte sie — neben der kosmetischen Industrie und einer günstigen Beleuchtung — ihren großartigen Eltern. Die hatten, ohne etwa dafür lange leben zu wollen, in Tochter Claudia eine vorzügliche Erbmasse hinterlassen, sie durch zwei Mietshäuser und acht Pfandbriefe gesichert und waren, angenehm, wie sie gelebt hatten, auch gestorben: ein bißchen Glatteis und der ehrgeizige Tachometer, kurzum, ihr Kind trug nicht nur den klassischen Namen, sondern auch die Maxime des Aristoteles mit sich, daß nur, wer Geld hat, in kultivierter Trägheit gegen elf Uhr morgens die Zähne putzen darf.

Erwähnte Erbmasse betreffend, so war sie die einer sechsunddreißigjährigen Witwe, und selbst bei gefühlsarmer Beurteilung als vollendete Spätklassik zu bezeichnen — Höhepunkt des Lebens, und, vor allem diesem Badespiegel gegenüber, fürchterlich aufregend.

Claudia ging zum Telefon und blätterte im Kalender. Sie hatte in ihrer kurzen Ehe mit einem tuberkulösen Maler eine glückliche Hand gehabt insofern, als der Mann von ihr schied, solange sie noch an ihn glauben konnte. Sie liebte den Lebensschwachen überschwänglich, was nicht zuletzt, wie ihr einmal der Facharzt gestand, zu dessen frühen Tod geführt hatte, aber wer war schon dabei gewesen, außer den Beiden?

Claudia begrub den Mann und hatte ihr Kind. Sie nannte es Klaus und war ihm seither die zärtlichste Mutter, zumal sie den Jungen nur übers Wochenende sah. Diese eineinhalb Tage aber wurden zu einem Fest für die Zwei. Wenn die Mutter am Bahnsteig stand, um ihren rothaarigen Bengel abzuholen, weinte sie zuweilen vor Glück, aber immer in ein frisches Taschentuch, und bevor der Zug zum Stehen kam. Dann gaben sie sich scheu die Hand, und schon in Claudias kleinem Wagen — dem Zinsfußihrer seligen Eltern — entwarf die Frau das immer neue, lockende Programm für Wochenende, das selbst ihren intelligenten Jungen zu der Erkenntnis zwang: "Mutti, ich glaube, Du bist einmalig."

Oft fuhren sie in Sommernächten auf den Flugplatz, löffelten Bananeneis, besprachen den Winkel der Haupteinflugschneise und fanden den Literaturprofessor in Klausens Internat mittelmäßig aber gutwillig, denn er war ein moderner Mensch und schon über Goethe vorgedrungen. Zuweilen stand auch der Bengel auf, als wolle er den Start einer Maschine verfolgen, aber er beugte sich nur unauffällig an das Ohr seiner Mutter, küßte demütig ihre Schläfe und sagte leise: "Du, ich möchte Dich heiraten."

Claudia telefonierte vierundzwanzig Bekannten, das heißt: direkt sprach sie nur mit zwölfen und kalkulierte am spielerischen Bleistift für jeden seinen geschlechtsungleichen Partner. Kuchen zu backen, deren Rezepte sie nicht kannte, war ihr schon als Kind ein liebes Spiel gewesen. Ehepaare und auf Zeit Liierte lud sie nur ein, wenn deren geistige Reife bewiesen war.

Sie plante, ihre Wohnung im Hochhaus auch dieses Jahr tapezieren zu lassen, genauer gesagt, mit Schette, einem befreundeten Schauspieler zusammen, selbst zu übertünchen, was unter Gelächter, Bier und abgebrochenen Fingernägeln immer sechs Tage dauerte. So also wurde es Zeit — auch der Kalender mahnte durch rheinische Plattheiten dazu — Fasching zu feiern. Zuvor demnach, und in angenehm ramponierten Räumen des obersten Stockwerkes. Doch ohne Garderobezwang und unter ausdrücklichem Verbot einer Fahrstuhlbenützung, denn letztes Jahr war ein betrunkener Ministerialdirigent nicht mehr aus dem Keller gekommen und hatte, obgleich Sozialist, dort unten sehr gefroren.

Fasching, dachte Claudia und beschloß, heute nichts anzuziehen, sie wählte das Grüne, Fasching muß ich rechtzeitig feiern; denn kann ich mit einem Liebhaber, den mir Gott vielleicht drei Tage vor Aschermittwoch beschert, noch wochenlang durch alle Ateliers und Lokale meiner Freunde flirten? dachte sie, und aß ein Brötchen von gestern.

Sie besprach sich beim Tee mit Schette, dem Ur-Freund und Fels des Hauses. Dieses Bild soll uns nicht irre werden lassen, denn Schette war kein Stein, schon der asthmatischen Körperfülle wegen, vor allem aber, was sein fettfreies Herz betraf, das in jeder Kindervorstellung zu jubilieren begann, und sich opferte für heimatlose Witwen. Schette hatte ein Marionettentheater in der Vorstadt, nie Geld, aber immer Zeit für Claudia, und wenn er ihr Blumen brachte, starben sie schon auf der Straße im Papier, denn auch seine Finger waren heiß.

Er saß ihr gegenüber, schnippelte Bohnen fürs Abendessen, ließ seine Phantasie springen, trank Wermut und Bier durcheinander, und gegen elf Uhr nachts klebte er das Porto auf vierundzwanzig Eilbriefen. Schette schwor beim Handkuß auf Claudias matten Ehering, die Sache solange in der Hand zu halten, auch bei zehn Grad Kälte, bis ein gelber Briefkasten mit einem roten Strich sein müdes Gehirn entlaste. Was aber Lepinski betreffe, und Claudias grausames Spiel um einen verzweifelten Menschen, so sei er, Schette, zwar betrunken genug, im Augenblick, ihre Idee caritativ zu nennen, aber sie habe kein Herz, mit Verlaub, wie sie da vor ihm stehe, kurz und gut: er sei dagegen. Dann küßte er ihr Handegelenk und ging, die Briefe im Handschuh, tapsig wie ein Verschwörer im ersten Lehrgang für Verschwörer.

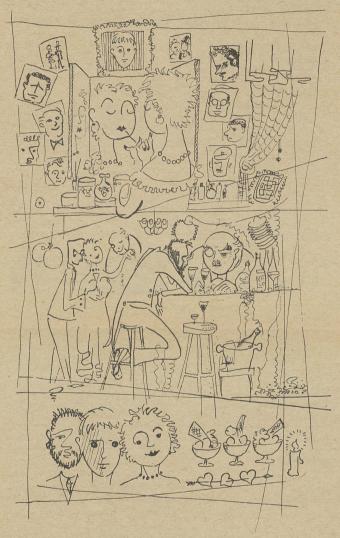
Das Fest begann am Samstag gegen zweiundzwanzig Uhr vierunddreißig. Um diese Stunde war Schette an der Bar schon voll genug, Claudias Kostüm und Trägersubstanz ein Kompliment zu machen, ohne zu erröten. Er bedauerte in ungeschickter Deutlichkeit, daß ausgerechnet zwischen ihnen nie etwas geschehen sei, dann kam der erste Gast. Des ausdrücklichen Fahrstuhlverbotes wegen nach Sauerstoff ringend, schweigend demnach, und an Schettes Bartisch niedersinkend, um sich zu restaurieren. Es war Lepinski, MdB und derzeit außer Atem.

Er begann zu husten. Der Doppelkorn aus Schettes Barhand war ein starkes Stück. Lepinskis Augen quollen über, doch mit Kultur — er war Politiker, da schluckt man manches. Dann stand er auf, schon kamen fremde Gäste, schnaufend, lachend, ein Duft von Welt und frischem Schnee, stand auf, rückte die Brille und sagte feierlich und etwas laut: "Claudia, Geliebte, ich danke Dir."

Der arme Schette gab sich Mühe, den Tonfall zu überhören, doch: "Claudia", so sagte jener deutlich, "da bin ich also!"

Das war ein großes Wort. Doch ist Lepinskis schwerer Beruf in Rechnung zu stellen, da sagt man viel. Claudia starrte ihn an, sah auf Schette, trank ihr Glas und schwieg.

Exotische Gäste drängten in die Bar. Schette der Fels war naß vor Eifer. Seine Hände wühlten in Zitronenscheiben und führten den hoffnungslosen Kampf mit einem halbverwesten Korken. Seine Faust zermatschte einen Eiswürfel, großartig, wie Goliath



Zeichnung: Chr. Loch

den David. Falls er ihn erwischt hätte, doch auch die Würfelspieler rutschten knallend in die Menge: der vorwitzige Ausschnitt einer Zigeunerin erkaltete, und es gab viel zu lachen. Schettes Worte waren üppig, dauerhaft und sprudelnd, für jeden Trost und Vorbild.

Alle kannten nur ihn, fühlten sich heimatlos, und nahmen gehorsam sein konzentriertes Gift. Die Stimmung wurde weich. Man wagte, den Kopf zu heben und sich abzutasten. Nicht wörtlich zu verstehen, versteht sich, denn die Stunde war noch jung. Auch fühlte man sich reich genug, erst einmal zu tanzen. In allen Räumen, selbst im Diskretissimum, näselten, kaum hörbar, winzig-grüne Lautsprecherchen, Leihgabe eines Marionettentheaters in der Vorstadt. Von drüben aber, aus Claudias enttrümmerten Schlafzimmer, schwang der Baß eines Riesen von Radio, und es war trostreich für die Herrin, das Mieterschutzgesetz gesichert zu wissen durch die Gunst und Kontonummer des jugendlichen Hausmeisters.

Claudia war unerhört. Sie trug ein Nichts aus schwarzer Seide, und ihr Lachen war überall. Lepinskis Augen, leider überstark verquollen, glänzten, teils weil er trank, der Gute, immer trank, teils so. Denn Claudia war ein Bild. Doch er blieb an der Theke sitzen, und wenn sie ihn streifte, lachte sie: "Hallo Lepinski!". Und sie war weg.

Lepinskis Augen wurden trüb. Schette sagte, während seine Pranke das Gläsertuch zerquetschte: "Ich war dagegen, Lepinski, daß Du es weißt." "Das kann ich mir denken", sagte der.

"Nicht was Du denkst", sagte Schette, "sondern sie wird Dir nicht guttun." "Ich glaube", sagte Lepinski, und wurde poetisch, "sie hat ein übergroßes Herz."

"Das merkst Du jetzt?!", lachte Schette, und der Kerl tat ihm leid. Sie waren gezwungen, Herrn Alfred Laßmann zuzuprosten, der war Direktor einer Wurstfabrik, und Sonntagsmaler. Doch als König kostümiert. Keiner sprach mit ihm. "Ich wollte sagen", stotterte Lepinski, "sie hat wohl überhaupt kein Herz." "Das will ich nicht sagen", sagte Schette. Er putzte die Gurkengabel und sagte leise: "Wenn Du es nicht selber merkst: Du machst keine Figur bei ihr, und solange Du noch fahren kannst, ist es besser, Du nimmst Dein Auto." Lepinskis Augen wurden hart. "Hör mich an, Mixer", brüllte er, und der Wurstkönig zerbiß vor Schreck den Strohhalm, "Du machst Dich wohl breit. was?!"

"Ich meine", sagte Schette leise, "wo sie Dich eingeladen hat, weil Du viel allein bist, wie man hört. Vielleicht tust Du ihr leid und sie will Dich mal sehen, lustig und im Kostüm." Lepinski wurde knallig. "Sie hat mich oft genug ohne Kostüm gesehen, daß Du es weißt", schrie er und fegte sein Glas gegen den erschrockenen König. "Man kommt danach schwer los von ihr, das gibst Du doch zu, Schette, als glücklicher Hausfreund?"

"Da hast Du recht, Du Schwein", flüsterter Schette und trank Wermut. Aber er vergaß Zitrone, und alles tat ihm weh, selbst Alkohol. Ein Koch und zwei Indianerfrauen verlangten Sekt, Schette hatte zu tun. Er sah Lepinski an, der hockte wie ein Krebs hinter dem Tisch. Er gab ihm die Hand und sagte: "Du bist ein Idiot, Lepinski. Halte bloß Dein Maul. Übrigens gibt es viele Idioten, und jetzt habe ich zu arbeiten."

Claudia kam in die Bar. Sie war der schöne, zerzauste Kopf einer kreischenden Schlange, sie zog alle an die Theke. Schette schwitzte. Lepinski erhob sich, taumelte und sagte schwer: "Claudia."

Sie sah ihn an und sagte: "Hie und da brauche ich jemanden. Aber ich sehe schon, es war dumm von mir. Entschuldige."

Sie trank aus und ging mit einem Müllkutscher zum Roulette

Man tanzte, und die Paare fanden sich. Der erste Kuß wurde im Besenraum von der Cheflektorin eines religiösen Verlages vergeben, unter allgemeinem Gezänk entdeckt und gutgeheißen — das Fest trug sich allein. Schette ging die Hände waschen.

Hinter dem Eisschrank, hart am Rotweinlager, lief ein Dauerband, und es sei vorweggenommen, daß es in einem grauenhaften Gurgelton ertrank: gegen fünf Uhr morgens — längst war der Bartisch eine Wüste mit Selbstbedienung — warf Lepinski versehentlich, doch wirkungsvoll zwei Flaschen Après-Midi ins Tonband, und so etwas verzeiht es selten.

Doch lange vorher, punkt elf Uhr dreißig, kam die Katastrophe: Sie hieß Klaus und war entsetzlich. Er hatte ihn einfach vergessen, der Junge, den schmerzenden Brief der Mutter, selbst die zehn Mark, beiliegend, und am Samstag sei ein kleines Fest bei ihr. Wenn er Lust habe, solle er endlich der Großmutter danken für Weihnachten und auch ein bißchen spazierengehen. Bis zum übernächsten Wochenende also.

Vergessen. Vom Barrenturnen direkt in den Wintermantel gestürzt, wie immer samstags, und erst am Bahnsteig, ohne Mutters Duft von Lavendel, war dem Bengel die Sache aufgegangen. Er ging tapfer ins Kino. Er aß zwei Würstchen. Dankbar schrieb er der Großmutter: jetzt fehlen noch zwei Weichen für die Rangierloks. Dann bummelte er durch die Straßen, ging im Reisebüro Prospekte schnorren, kritisierte Automodelle, sah auf die Uhr, ging noch einmal ins gleiche Kino, und punkt elf Uhr dreißig fuhr er mit dem Fahrstuhl zu seiner Mutter. Um diese Zeit ging sie gerne schlafen. Vielleicht gab es ein bißchen zu spionieren und aufzuräumen.

Was weiß der Klaus von einem Fest! Man schämt sich, ihn zu schildern — seine Blicke, seinen raschen Atem, den Instinkt für Fleisch, die Sehnsucht und der Ekel. Er stand, nur für Sekunden, im Gang, gelähmt und still.

Ausgerechnet Lepinski sah ihn zuerst, die Augen rot, seine Zunge häßlich. Er schrie, ehrlich verwirrt: "Was suchst Du hier?! Wie kommst Du — wer bist Du eigentlich?!"

Kurzum, die Szene war ein Bruch im Repertoire der großen Leute, wir brechen ab. Wir müssen es der Fantasie gütiger Leser anvertrauen, ein Kind, das durch den Hausgang stolpert, sich auf die Treppe setzt und schluchzt.

Nie sah Lepinski Claudias Gesicht grausamer. Nie wurde ein Mantel rascher über einen halbbedeckten Körper gezerrt. Und es ist mit dem Wunder abzuschließen, das unsere Intelligenz in Anspruch nimmt: Herren Schettes Großer Stunde!

Er kapierte. Er, massig wie ein Schankwirt, war schon in der Garage, schon in Claudias Wagen, als sie noch mit ihrem Sohn im Hausgang stand, hilflos, wohin?

Schette, betrunken wie selten, noch nie mit Zwischengas geschaltet, gab ein Bravourstück technischer Haltung, Richtung Flugplatz, und der Promillegehalt verlieh ihm Flügel.

Er spielte, am Steuer gestikulierend, wie in seiner Vorstadt für Kinder. Sexus und das Wissen wurden ein mildes Wort, ein Lachen, und die drolligernste Rede über die Tücke seiner kleinen Marionetten. Die müsse er mal sehen, der Klaus, am besten morgen, das heißt — Schette schaute in erstaunter Gebärde auf seine Uhr — morgen sei schon heute. Also wenn es ihm und seiner lieben Mutter recht sei, er habe noch ein Bett. Die Prinzessin setze er ihm aufs Kissen, obwohl ihre Zöpfe kitzelten, im Schlaf.

Soweit der Mann. Claudias Augen waren feucht, zum Glück ist so ein Wagen dunkel, bei Nacht. Es gab — aber damit überfordern wir wohl die eigene Intuition — Bananeneis im Flugrestaurant. Ende Februar und nach Mitternacht: Bananeneis! Doch warum nicht? Und Klaus war selig.

Als Schette rasch Zigaretten kaufte, sagte er seiner Mutter, und küßte ihre Schläfe: "Kommst Du dann mit, ein bißchen?"

Claudia sah auf ihre Fingernägel. Kinder haben eine Art, zu fragen.

Vernunft und Widervernunft

Den hinterhältigen Rat des Mephistopheles, Vernunft und Wissenschaft zu verachten, hat wohl niemand bislang so gründlich befolgt wie die Nationalsozialisten. Jetzt macht man sich daran, einmal den Nationalsozialismus ausschließlich unter weltanschaulichem Aspekt zu betrachten.

Wer heute eine Geistesgeschichte des Nationalsozialismus schreibt, muß die Auswirkungen wie Grundlagen dieser Ideologie beachten. Der herkömmliche Begriff von "Geistesgeschichte" im Sinne einer reinen Immanenz der geschichtlichen Bewegung des Denkens erweist sich dann als höchst fragwürdig. Gerade unsere Erfahrungen mit dem "Dritten Reich" belehren uns über die wechselseitige Verflochtenheit geistiger Gebilde und sozial-

Die beiden hier zu erörternden Bücher (G. Lukács: "Die Zerstörung der Vernunft); J. Neurohr: "Der Mythos vom 3. Reich"), das eine aus dem östlichen, das andere aus dem westlichen Lager, verfahren im Sinne dieser Einsicht. Sie versuchen die nationalsozialistische Weltanschauung im Zusammenhang mit den philosophiegeschichtlichen und soziologischen Tendenzen des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts zu begreifen. Für Georg Lu-kács, den marxistischen Gelehrten, ist der Irrationalismus die Haupttendenz des bürgerlichen Geistes nach dem Zeitalter der französischen Revolution und den napoleonischen Kriegen, philosophiegeschichtlich gekennzeichnet durch die Aufklärung und den deutschen Idealismus. Von Schelling bis Hitler geht demnach ein Prozeß graduellen Abbaus des rationalen Bewußtseins bis zum Umschlag in das qualitativ Neue einer menschenfeindlichen, chauvinistischen und aggressiven Ideologie. Gewisse gedankliche Motive auf diesem Wege der "Zerstörung der Vernunft" halten sich durch, jedoch auf stets sinkenden philosophischen Niveau.

So geistreich und erhellend manche Analysen auch sein mögen, so sehr leiden sie unter bestimmten Schematisierungen. Die Geschichte der Philosophie des 19. Jahrhunderts ist komplizierter und ihre Zusammenhänge mit der tragenden Realität sind verwickelter als Lukács sie darstellt. Es wird verkannt, daß Materialisten und Idealisten, wenn man schon Lukács diesen Gegensatz als gesetzmäßig für die Geschichte der Philosophie zugestehen will, einander nicht als geschlossene Phalanxen gegenüberstehen, daß sich der Kampf der Richtungen häufig genug innerhalb eines Denkers abspielt. Entsprechendes gilt für den Gegensatz von Metaphysik und Dialektik. Die Lehren Schopenhauers und Nietzsches bedeuten nicht einfach, wie Lukács meint, einen absoluten Bruch mit der großen Aufklärungstradition. Vielmehr wirken Motive der französischen Aufklärung, namentlich des Helvétius, in ihnen fort.

Zum anderen wird Lukács der Begriff des Irrationalismus nicht hinreichend begrenzt. Indem ein Denker auf irrationaltriebhafte Bestände im Menschen hinweist, wird er noch nicht notwendig zum Irrationalisten. Seine Ergebnisse brauchen die Rationalität seines Vorgehens durchaus nicht negativ zu beeinflussen. Lukács ist jedoch anderer Meinung. Daher sein völliges Mißverständnis der Freudschen Psychoanalyse und damit der gesamten modernen westlichen Anthropologie. Die Lebensphilosophie stellt besonders in ihrer vulgarisierten Gestalt eine wichtige ideologische Quelle der nazistischen Doktrin dar. An die Stelle rationaler Analysen treten subjektive Erlebnisse, tritt die Vorstellung eines "unmittelbaren Wissens"

Zwischen Seele und Geist wird ein Gegensatz konstruiert (Klages). Antiintellektualismus, Agnostizismus und Biologismus sind die wichtigsten weltanschaulichen Motive am Ausgang des 19. Jahrhunderts. Die schon von Gobineau stammende Rassenlehre wird von H. St. Chamberlain weiterentwickelt und mit lebensphilosophischen Elementen durchsetzt. Chamberlain bringt das Kunststück einer "Arisierung" Christi fertig und schon stehen wir an der Schwelle des Rosenbergschen "Mythos". Sozialdar winismus, Syndikalismus und Faschismus gehen auch als Momente in das ein, was Hitler als "nationalsozialistische Weltanschauung" bezeichnen wird. Sie ist ein Konglomerat der Elemente des Weimarer Zeitgeistes in nationalistisch-politischer Aufmachung. Hitler selbst war sich der wissenschaftlichen Unhaltbarkeit der Rassenkonzeption durchaus bewußt, wie aus Äußerungen Rauschning gegenüber klar hervorgeht. Ihm ging es um die praktisch-politische Wirksamkeit seines Pseudomythos.

Wo das Denken die Frage nach der Wahrheit aufgibt, gibt es sich selber auf und depraviert zur puren Rechtfertigungsideologie. Die realen Konsequenzen haben wir alle am eigenen Leibe erfahren. Die Vorzüge des Lukácsschen Buches bestehen in der reichen Materialfülle und der soziologischen Betrachtungsweise. Doch bringt diese auch manche Mängel mit sich. So die ausschließlich soziologische Funktionalisierung der Denkgebilde. So treffend viele Deutungen im einzelnen sein mögen, das Gesamt-urteil über das nichtmarxistische Denken des 19. Jahrhunderts will uns zu dogmatisch erscheinen. Hatten die behandelten Philosophen wirklich nur apologetische Motive? Sehr schwierig ist das Problem der "Schuld" bestimmter Denker, z. B. Nietzsches, am Nationalsozialismus. Lukács verfährt hier in seinen Urteilen zu schulmeisterlich. Es ist auch zu fragen, ob wirklich alle irrationalistischen Denker als Vorläufer Hitlers bezeichnet werden können, wobei der Begriff des "Vorläufers" zu klären wäre. Indem Lukács nahezu alle philosophischen Richtungen des 19. Jahrhunderts in der nationalsozialistischen Ideologie zu sich selbst kommen läßt, verfällt er trotz seiner sozialen Optik einer bedenklichen Seite des Hegelschen Idealismus. Von den zahllosen poli-tisch bedenklichen Außerungen des Buches soll gar nicht erst gesprochen werden. Gerade nach den jüngsten Vorkommnissen im Östblock nimmt sich die Behauptung Lukács, der NS-Staat sei der bislang totalitärste gewesen, etwas eigenartig aus.

Verfährt das Lukácssche Buch im Sinne marxistischer Ideologienlehre, wobei es sich an die geschichtliche Abfolge der Philosophen hält, so weiß sich Jean Neurohrs Arbeit "Der Mythos vom 3. Reich" dem Begriff des "sozialen Mythos" bei Georges Sorel verpflichtet. Unter sozialen Mythen versteht Sorel Doktrinen, die vorgeben, Wünsche und Ziele bestimmter sozialer Gruppen auszudrücken und es ohne Rücksicht auf ihre Wahrheit oder Unwahrheit zustande bringen, daß sich große Massen in Bewe-

Für Neurohr stellen die nationalsozialistischen Lehren einen solchen Mythos in optima forma dar. Auch seinem Buche stellt sich das Problem, mit der großen Stoffülle fertig zu werden. Neurohr löst es so, daß er auf eine zusammenhängende geistesgeschichtliche Darstellung verzichtet und den "Mythos vom Dritten Reich" in eine ganze Reihe von Teilmythen zerlegt, diese getrennt behandelt und in ihren jeweiligen historischen Bezügen anfzuhellen sucht. Ist für den Philosophiehistoriker Lukács der zentrale Begriff, unter den die Einzelerscheinungen subsumiert werden, der des Irrationalismus, so arbeitet Neurohr, der den Hauptakzent seiner Studien auf die politische Geistesgeschichte legt, vornehmlich mit dem Begriff des Nationalismus, worunter er den Versuch versteht, "alle materiellen, moralischen, geistigen Probleme ausschließlich unter dem Gesichtswinkel der Nation zu betrachten, die man als den höchsten Wert, als ein Absolu-



BOCKENHEIMER WARTE - RUF 77 16 57

Wurzeln dieses Nationalismus findet Neurohr im Zeitalter der napoleonischen Kriege, in der Dichtung der Restaurationszeit, Ansätze zum Pangermanismus schon vor dem ersten Weltkrieg unter Wilhelm II. Der Autor geht nicht so sehr auf die Universitätsphilosophie ein, deren praktisch-politische Bedeutung mitanter sehr überschätzt wird, als vielmehr auf Strömungen innerhalb der Literatur und der politischen Publizistik. Die Erörterungen über das 19. Jahrhundert wollen im ganzen gesehen nicht mehr als Ausblicke sein. Neurohr geht es in seinen Darstellungen wesentlich um die Zeit von etwa 1900 bis zur "Machtergreifung" Hitlers 1933.

Da ist einmal der Mythos der "deutschen Revolution", der nach dem verlorenen ersten Weltkrieg starken Auftrieb erhält, der Mythos vom "deutschen Sozialismus", der sich von der öko-

Osterreichs Studenten wählten verantwortungsbewußt

8 Mandate

3 Mandate

Die Hochschulwahlen 1957 waren die ersten in einem freien und souveränen Österreich. Hätte es noch einer Belehrung über den Wert der Freiheit bedurft, wäre durch die ungarischen Ereignisse jenen eine Lehre erteilt worden, die allzu leichtgläubig über Poli-

Österreich hat die unerhörte Aufgabe, Bollwerk zu sein gegen den Osten. Die Studenten Österreichs sind sich, wie die letzten Wahlen zeigten, dieser Tatsache und der daraus resultierenden Verantwortung bewußt. Von der Gesamtzahl der 15319 Wahlberechtigten gaben 9964 ihre Stimme ab, das sind 64,92 Prozent. Der "Wahlblock österreichischer Akademiker" konnte 59,77 Prozent der abgegebenen Stimmen auf sich vereinigen. Der "Verband Sozialistischer Studenten" erreichte 11, die "Vereinigung Demokratischer Studenten", hinter welchem Namen sich die kommunistische Studentengruppe Österreichs verbirgt, 1,34 und der "Ring Freiheitlicher Studenten" 27,88 Prozent.

Die Mandatsverteilung ergab unter Berücksichtigung tralausschußmandate für die Montanistische Hochschule Leoben und die Akademie für Musik und darstellende Kunst Mozarteum Salzburg, folgende Gruppierungen:

Wahlblock österreichischer Akademiker Ring Freiheitlicher Studenten Verband Sozialistischer Studenten Vereinigung Demokratischer Studenten

0 Mandate Der überragende Sieg des "Wahlblocks" zeigte, daß sich die Erwartungen des "Rings", der sehr darauf hoffte, die Wahlen würden ihm das Mitspracherecht in der Österreichischen Hochschülerschaft wiederbringen, in keiner Weise erfüllten. Die Zeiten der dominierenden Stellung der nationalen Korporationen und völkischen Vereine sind Vergangenheit. Die sozialistischen Stu-denten bilden mit fast 12 Prozent eine Minderheit, während die Kommunisten aus den Hörsälen und Instituten so gut wie verschwunden sind.

Die Generation, welche im Augenblick die Vorlesungen und Seminare der österreichischen Hochschulen hört, ist nüchtern geworden, ein führendes katholisches Wochenblatt in Wien, nannte sie "die Generation im Windschatten". Diese Bezeichnung sollte nicht bös gemeint sein, sollte keine Geringschätzung bedeuten. Ein wenig Neid vielleicht von jenen, die, als sie so alt wie wir waren, schon in den Schützengräbern der Ost- oder der Westfront lagen.

Im Gegensatz zu den Studenten der Kriegsgeneration, gilt heute die Sorge jedes Studenten nicht mehr den Dingen der großen Politik, sondern seinem eigenen ganz persönlichen Leben. Auch er hat kein sorgenfreies Leben, der Student von heute! Aber von Politik will er nicht mehr wissen, als die Schlagzeilen der Zeitungen bringen. Der Erlanger Geisteswissenschaftler Dr. Hans Joachim Schoeps sagt in seinem Buch "Die letzten dreißig Jahre" unter anderem folgendes über die junge studentische Generation Deutschlands: "Die größte Sorge aber, die der Umgang mit diesen jungen Menschen eingibt, ist ihre weitverbreitete Abneigung, aus eigener Bestimmung und vor eigener Verantwortung das Leben gestalten zu wollen, wenn das Erfordernis einer Stellungnahme an sie herantritt, die über das Private hinaus ins Öffentliche und Gemeinschaftliche hinüberreicht." — Dieser Satz mag richtig sein, sowohl für die deutsche als auch für die österreichische studierende Jugend. Aber in den letzten Monaten bewiesen die Studenten der österreichischen Hochschulen, nicht nur durch ihre Ablehnung jeder Art militärischer Gewaltmaßnahmen, denen unser Nachbarland Ungarn immer noch ausgeliefert ist, sondern auch durch ihre spontane Hilfsbereitschaft für jeden einzelnen ungarischen Kollegen, der die Grenzen Österreichs überschreiten konnte, daß sie einen festen Standpunkt haben.

Dolores M. Raudaschl

Mach trink Coca Cola mal das erfrischt! Pause



"Uberall in Apotheken und Drogerien

nomischen Misere der Zeit nährt und schließlich der Mythos von "deutscher Art und Kunst", der sich gegen die kulturelle "Überfremdung" wendet und bis in die romantische Zeit zurückgeht. Neurohr weist nach, wie die NS-Ideologie zu einer Art Synthese aller dieser Momente wird. Sehr interessant sind seine Ausführungen über die soziologischen und sozialpsychologischen Mechanismen, die zum Antisemitismus führten. Geistesgeschichtlich geht er hier bis auf Fichte und Arndt zurück. Rosenbergs Arianismus ist die Endstation dieses Weges. Bei Rosenberg heißt es ausdrücklich, es gehe bei der Rassenlehre nicht so sehr um Erals um Bekenntnisse. Wo Chamberlain wenigstens noch versucht, den Begriff objektiver Wahrheit festzuhalten, erklärt Rosenberg die Unmöglichkeit objektiver Wissenschaft wegen ihrer blutsmäßigen Bedingtheit. Für Neurohr ist der NS-Staat die unter den Bedingungen des 20. Jahrhunderts einzig mögliche Form des Nationalismus. Daher seine berechtigte Warnung vor allen Übersteigerungen des Nationalempfindens.

Neurohrs Buch ist flüssig geschrieben und wirkt, wenn größere Zeiträume mit wenigen Sätzen abgetastet werden, bisweilen ein wenig amateurhaft. Auch er wirft die Frage nach Schuld und Verantwortung der Vorläufer des "Dritten Reiches" auf. Allzu schulmeisterlich klingt die Bemerkung, Nietzsche hätte sich eben exakter ausdrücken sollen, dann wäre eine mißbräuchliche Ver-wendung seiner Schriften durch die Nationalsozialisten nicht möglich gewesen. Es klingt auch mythisch — im Sinne von Neurohrs Verwendung des Wortes — wenn dieser zwischen den Zeilen durchblicken läßt, für den Nationalsozialismus sei eine gewisse politische Insuffizienz der Deutschen verantwortlich zu machen.

Alfred Schmidt

Georg Lukács: Die Zerstöung der Vernunft, Berlin 1954. 692 Seiten, Preis DM 12,—.

Jean Neurohr: Der Mythos vom Dritten Reich, Cotta-Verlag, Stuttgart 1957, 288 Seiten, Preis 18,50.

Fortsetzung von Seite 1

Werkprofessoren

Erfolge kleiner Art fragwürdig, muß man sie als Vorleistung mit einer verlorenen Lehrkraft bezahlen.

Betrachtet man die Zuwachsrate der Professoren in Relation zur Zuwachsrate der Studenten seit den zwanziger Jahren, so zeichnet sich ein wachsendes Mißverhältnis ab. Der kaum größer werdenden Dozentenschaft steht eine sprunghaft wachsende Studentenschaft gegenüber. So werden Vorlesungsgemeinschaften größer, Seminare und Übungen verlieren ihren ursprünglichen Sinn und ihren persönlichen Charakter, wodurch schon in den ersten dreißiger Jahren eine Beklommenheit im Kontakt zwischen Lehrenden und Lernenden eingeleitet wurde, die sich bis zur Sterilität dieses Verhältnisses heutzutage entwickelt hat.

So spricht dann die Öffentlichkeit, aber auch die Professoren selbst von einer amorphen Masse der Studentenschaft, von dem akademischen Ungeist an unseren Universitäten, der den Sinn der Universitäten zu zerstören drohe. Wurde früher schon aufgezeigt, welche rein zeitmäßigen Folgen die Aktivität außerhalb der Universität hat, so ist man darüber hinaus geneigt — zu gleichen Teilen — von einer Resignation und Kontaktfaulheit zu sprechen, die dann zu solchen Fehlbeurteilungen führen. Gespräche und Diskussionen in klein gehaltenen Seminaren oder gar häufigere Aussprachen privater Art würden diesen fahrlässigen Verdacht schnell zerstreuen, aber auch den, so wollen wir unterstellen, kleinen Teil "amorpher" Studenten die weitere Teilnahme ver-

Ist es denn eine kühne Spekulation, anzunehmen, daß sich die jungen Akademiker, die sich in den dreißiger Jahren an den Universitäten befanden, bei einer persönlicheren Wissensvermittlung und Geisteserziehung dem faschistischen System gegenüber anders verhalten hätten?

Dies sind Fragen, die leicht als kleingläubige Anklage derer gewertet werden können, "die nicht mit dabei waren". Zu ihrer Klärung aber bedarf es des persönlichen und nur dann klärenden Gespräches.

Diese Diskussion endet, wie nahezu alle anderen, die in den letzten Jahren um Bildung und Bildungswege geführt worden sind, mit der Frage nach dem Geld. Nur große Beträge können wirklich Abhilfe schaffen. Aber im Zeitalter der lobbies und pressure groups werden die Universitäten nie finanziell stärker werden, wenn man sich scheut, mit den üblichen wirkungsvollen Mitteln der public relations zu arbeiten, Mechanismen übrigens, deren sich unsere Professoren als Interessenvertreter ihrer Außen-Aktivitäten schon längst mit Erfolg bedienen.

Auch wir brauchen publicity und deshalb müssen nicht unsere Professoren in die Öffentlichkeit um dort aufgesogen zu werden, sondern die ganze Universität. Warum nicht mit Film, Presse und Rundfunk die Universitäten aus ihrer trotz aller Bemühungen und personellen Opfer — Isolation herausbringen?

Magnifizenz hat in diesem Sinne schon gewirkt. Mit seiner Rede vor Gewerkschaftsfunktionären in Frankfurt hat er sich an eine der mächtigsten pressure groups gewendet und die Lage der Universitäten geschildert. Aber das kann nur ein Anfang sein, denn Ansprachen sind schnell vergessen. Nur wenn sich die Universität als ein Wirtschaftsunternehmen wie jedes andere begreift und sich dann mit allen heute zu Gebote stehenden Mitteln an die Öffentlichkeit wendet, besteht Aussicht auf Änderung. Vielleicht ist dann die Öffentlichkeit zu überzeugen, daß die von ihr geforderte totale Bildung und Qualifikation der zukünftigen Führungskräfte. nicht ohne Geld zu produzieren ist. Wir brauchen die vorhandenen Lehrstühle ganzzeitig besetzt und wir brauchen neue Lehrstühle, eine vernünftige Arbeitsteilung unserer Professoren, die so meinen wir, in erster Linie für die Studenten da sein sollten. Klaus M. Ellrodt

Briefe an die Redaktion

Abgeben

Als ich kürzlich meinen Austritt aus einer schlagenden Korporation erklärte, hatte ich den festen Vorsatz, ihr nicht durch "Zersetzungsarbeit" in den Rücken zu fallen. Ich wollte eine freundschaftliche Entlassung und gab sogar meinem ehrlichen Wunsch Ausdruck — unmittelbar mündlich wie auch in schriftlicher Form — die Freundschaft mit einigen meiner ehemaligen Bundes-brüder außerhalb des Rahmens der Verbindung aufrechtzuerhalten. Bedauerlich, daß sich nur zwei Leute aus diesem Kreis fanden, die mir auch weiterhin Freundschaft entgegenbrachten. Die übrigen Herren schienen keineswegs geneigt, sich aus ihrer hoheitsvollen Stellung auch nur zu einer Reaktion auf mein Anerbieten herabzulassen.

Allerdings reagierte der Bund. Etwa vier Wochen, nachdem ich meinen Austritt erklärt hatte, wurde mir ein Schreiben zugesandt, das mir anzeigen sollte, daß man über mich "entschieden" hatte, freilich, ohne eine weitere Stellungnahme von mir für notwendig zu halten. Oder sollte man das in einer Organisation, in der die Gerechtigkeit sowie die "Ehre" wortgewandte

Fürsprecher hat, vergessen haben?!

Es war eine recht gangbare Lösung, die mir in Gestalt eines eingeschriebenen Briefes zuging, gangbar insofern, als sich die Herren mit bewundernswert lässiger Arroganz aus der Verlegenheit halfen. Form und Inhalt dieses Schreibens lassen mich meianfangs gefaßten Vorsatz, Toleranz zu üben, unangebracht erscheinen. Ich halte es ganz im Gegenteil für nützlich, ein solches Verhalten der Allgemeinheit vor Augen zu führen, besonders denen, die "aktiv" werden wollen.

Sehr geehrter Herr Ludwig!

Der Burschenconvent unserer Landsmannschaft hat am 15. 1. 1957 Ihren Antrag vom 19. 12. 1956 auf Genehmigung des Austritts abgelehnt und gleichzeitig beschlossen, Sie als unbrauchbar abzugeben.

Gegen diesen Beschluß steht Ihnen nach § 69 unserer Geschäftsordnung folgendes Rechtsmittel zu:

Der Betroffene hat gegen die Entscheidung des zuständigen Convents das Rechtsmittel des Einspruchs an den gleichen Convent. Der Antrag muß schriftlich und begründet binnen einer Woche, gerechnet vom Tage der Zustellung, dem Senior zugehen. Über den Einspruch entscheidet der zuständige Covent nach

Anhörung des Betroffenen endgültig.

Mit vorzüglicher Hochachtung APL "HERCYNIA" i. A. d. BC gez. Hans-Helmut Theobald

Bleiben wir sachlich . . .

Der Artikel "Wehrdienst und Grundrecht" (Heft 1) des A. Böhm geht — bleiben wir sachlich! — ja leider nicht sehr weit über das Niveau eines Schulaufsatzes hinaus und könnte wohl bestenfalls den Sozialkundepauker zufriedenstellen; trotzdem berührt er doch zumindestens einige Fragen, die ich hiermit ein für allemal

Der Autor Ihres Artikels hätte gerne die streitenden Fronten versöhnt gesehen und bittet die Antagonisten in geradezu peinlicher Verständigungsbereitschaft um Nachsicht und Toleranz. Ja, er bricht sogar — selbst zum andern Lager gehörig — eine Lanze für die Kriegsdienstverweigerer — für diese "armen Irren", nicht wahr? Sehr liebenswürdig, Herr Böhm, aber Sie verwischen damit nur die Grenzen, die nun einmal den Ungeist vom Geist scheiden und schaden dem letzteren mehr, als es die Poltereien hirnloser Kanonenprotze vom Schlage eines General Herrmann je tun können! Gewissensfragen, bei denen es um Bestand oder Nichtbestand des nächsten und der Menschheit geht, sind nun einmal nicht durch die "Schaffung einer freundlichen

Atmosphäre" zu regeln.

Verständigungsversuch des Herrn Böhm lahmt von vorn herein deshalb auf beiden Flügeln, weil er das vom Paragraphen 4 fixierte geistige Laufgitter nirgends verläßt; jenes diabolisch hinterhältige Zugeständnis also für weiterhin verbindlich hält, das den Kriegsdienst mit der Waffe großzügig freistellt, zu jeder anderen Form des Kriegsdienstes — und derer sind viele, grausig viele! — aber stillschweigend verpflichtet. Das Recht auf Kriegsdienstverweigerung jedoch ist — unabhängig von Grundsatz und religiösem Gebot! — ein metaphysisches Recht, daß nicht nur die Freiheit gibt — wie im Grundgesetz fixiert —, die Tötung eines andern zu verweigern, sondern darüber hinaus auch gestattet, sich von Handlungen auszuschließen, die wie der Wehrers at z dienst, im Kriegsfall Tod und Vernichtung des Feindes wie auch — ganz gleich wer siegt! — des eigenen Volkes in irgendeiner Weise anbahnen oder fördern, und sei es nur durch Verwaltung eines Lebensmittellagers!

Der Kriegsdienstverweigerer muß also, will er sich für später ausgeschlossen wissen von der Masse der Schuldigen, Irregeführten, und Dummköpfe, folgerichtigerweise jede militärische Aktion mit und ohne Waffe (!) als für sein Gewissen nicht tragher verwerfen.

tragbar verwerfen.

Dieser stroheinfache Sachverhalt aber entlarvt den Artikel 4 als einen raffiniert gelegten Hinterhalt und die Wehrersatzdienstpflicht als den entsprechend häßlichen Balg jenes doppelzüngigen

Verpflichtung zum Wehrdienst ist Nötigung zur Vernichtung, Verpflichtung zum Wehrersatzdienst ist — wenn sich dieser nicht gerade in Rosenzüchten erledigt — Nötigung zur Beihilfe: Sich dagegen zu widersetzen, erachte ich deshalb nicht als Widerstand gegen die Staatsgewalt, sondern als Notwehr!

Hermann Piwitt

MODERN ZAHLEN!

Sehr geehrter Herr Piwitt!

Wir drucken Ihre Zuschrift einmal deshalb, weil im DISKUS jede Meinung zum Zuge kommen soll, zum andern aber, um zu demonstrieren, wie eine Zuschrift nicht sein kann.

Zunächst halten wir Ihren Ton für ungut. Wenn es Ihnen ernst wäre, hätten Sie einen Tenor gefunden, in dem man Sie selbst ernst genommen hätte. Worauf gründen Sie Ihre Meinung, A. Böhms Artikel "geht — bleiben wir sachlich (???) — ja leider

MODERN REISEN-

nicht sehr weit über das Niveau eines Schulaufsatzes hinaus?" Man sucht vergebens nach Argumenten. Wer oder was gestattet Ihnen, sich über Schulaufsätze zu belustigen? Zweifellos nicht Ihre Zuschrift. Was, glauben Sie, erhebt Sie über einen "Sozialkundepauker"? Ich vermag es nicht zu ahnen. Von welchem Niveau zeugt es vielmehr, in vierzig Zeilen "zumindestens einige Fragen ein für alle Mal geklärt haben zu wollen"? Beantworten Sie es sich selbst

Soviel Unsinn schon, bevor Sie zum Thema kommen. Aber dann wird es noch schlimmer, besser gesagt, gefährlich. Sie, der Sie sich mit der attraktiven Gloriole des Pazifisten par excellence zu umgeben versuchen, schmähen andere, weniger pathetische Leute einer "geradezu peinlichen Verständigungsbereitschaft". Ja, glau-Sie denn wirklich, ein Zusammenleben von Menschen läßt sich irgendwie anders als mit Verständigungsbereitschaft gestalten. Nein, sicher glauben Sie es nicht. Vielmehr mutet es wie ein weiterer Versuch an, den Autor zu diffamieren, weil Sie genau spüren, daß Ihnen die Basis zu ebenbürtiger, sachlicher Argusteiten fahlt. De de mentation fehlt. Doch weiter. Es stimmt nicht und ist nicht spür-bar, daß A. Böhm Kriegsdienstverweigerer für "arme Irre" hält. Wieder eine Effekthascherei. Wer so abfälscht, dem steht es nicht gut an, von "Poltereien hirnloser Kanonenprotze" zu reden. Es verführt dazu, ernsthafte Bedenken gegen Offiziere der Art des Generals Herrmann auf die Ebene Ihrer Polterei und damit ins Lächerliche zu ziehen.

Und so platzen denn Ihre geistigen Bomben geräuschvoll, aber wirkungslos vor sich hin, eine nach der anderen. Muß ich Ihnen erklären, daß Ihre Auffassung von der Wehrdienstverweigerung Herrn Böhm, mir und vielen anderen über alle Maßen gefiele,



wenn sie irgend ein Quentchen Aussicht auf Realisierbarkeit hätte? Weil sie es nicht hat, deshalb hat sie A. Böhm in seinem Artikel nicht ausgesprochen. Zur Zeit ist eben die Mehrzahl, selbst die SPD der Meinung, daß Ihr Traum zu sehr das Mal trägt, in einem erweiterten Sowjetparadies ausgeträumt werden zu müssen. Das halte ich für die Konsequenz, Herr Piwitt, und da sie — für mich — nicht diskutabel ist, deshalb bin ich für eine Armee, die vom ganzen Volke getragen wird und deshalb dürfen Sie mich nun auch einen Kanonenprotzen und hirnlos schelten. Wenn Sie müssen.

Gestatten Sie mir noch den Hinweis, daß mich letztlich Ihre Bemerkung vom Rosenzüchten bewogen hat, Ihnen zu entgegnen. Nicht nur, daß diese lächerliche Bemerkung aus dem Repertoir politischer Unfairness entlehnt worden ist, sondern die Tatsache, daß der Rosenzüchter und Bundeskanzler Adenauer nie Soldat war, ist nicht nur belangloser Zufall, sondern hat auch absolut nichts mit unserer Diskussion über Wehrdienstverweige-

Darf ich die Hoffnung hegen, daß Sie Ihre Zuschrift nun auch einmal mit Bedenken lesen. Bis dahin verbleibe ich

> Ihr W. Schaffernicht

Ar det Sverige?

Wäre der Ruf des deutschen Austauschstudenten in Schweden wirklich so "ramponiert", wie Klaus Beste in seinem Aufsatz "Det är Sverige" meint, und hätte er nicht geschrieben, daß fast alle "mehr oder weniger" wohlhabenden Schweden "das Herz für den Mitmenschen verloren zu haben" scheinen, dann hätte der Verfasser jenes Berichts dem Ruf des Deutschen in diesem skandinavischen Land wirklich den "Rest" geben können. Da jener bundesdeutsche Werkstudent, wie wir auf Grund

seiner Ausführungen zu seinen Gunsten annehmen möchten, aus einer "positiven Auslese" hervorgegangen ist, können wir nicht begreifen, daß er von der "in Deutschland üblichen Gastfreund-schaft und Hilfsbereitschaft" in Schweden wenig gemerkt hat (ironisch war diese Feststellung nicht zu verstehen), obgleich er

auch Menschen gefunden hat, die "zu guten Freunden wurden".
Zur Ehre der Schweden sei hier gesagt, daß sie bis jetzt über
10 Millionen Kronen (8 Millionen DM) aufbrachten, um damit
den Ungarn zu helfen. Als Gäste nahmen sie nicht nur
deutsche Werkstudenten vorübergehend auf, sondern auch über 3000 Ungarn (für dauernd).

Wahrscheinlich war der enttäuschte Kommilitone damals zu jung, daß er sich daran nicht mehr erinnern kann, wie sich die schwedischen Hilfsorganisationen nach dem Krieg in rührender Weise hungernder deutscher Kinder annahmen. Ohne Spenden der schwedischen Bevölkerung wären diese Hilfsaktionen nicht möglich gewesen, vor allem auch dann nicht, wenn Schweden ein Land mit großer sozialer Not gewesen wäre.

Wenn unser Schwedenfahrer — er hat ja die Sprache seines Gastlandes et was gelernt — einmal zwischen 18 und 19 Uhr einen schwedischen Sender einschaltet, so kann er immer wieder von der Opferbereitschaft schwedischer Kinder hören, die gern auf eine Schulfahrt verzichten, um mit dem eigentlich für diesen Zweck gesparten Betrag ihren ungarischen Altersgenossen

Es mag sein, daß sich einzelne deutsche Studenten im Ausland nicht benehmen können. Es gibt aber auch deutsche Studenten, die beim Abschied von der jeweiligen Firma mit wertvollen Geschenken bedacht wurden.

Ob Schweden wirklich "das Land mit den meisten hübschen

Ansprüche an den fortschrittlichen Zahlungsverkehr

Ein Postscheckkonto erfüllt Ihre

Jedes Postamt berät Sie gern

Mädchen" ist, läßt sich objektiv nicht feststellen. Wer mehr für den dunkleren, südländischen "Typ" schwärmt, wird jedenfalls der Behauptung des "Nordlandfahrers" nicht zustimmen, aber: de gustibus non est disputandum!

ber das, was Moral ist, wird man sich ebensowenig einigen können. Hier kann sich jeder sein Urteil nur selbst bilden. Um dies seinen Lesern ermöglichen zu können, hätte Klaus Beste mindestens Zahlen über den Umfang der Ehescheidungen, der unehelich geborenen Kinder, der Muß-Ehen usw. bringen müssen, wenn er sich schon mit diesen Fragen auseinander set-

Es hätten sich "dankbarere" Anlässe für eine Kritik gefunden, so z. B. die Tatsache, daß deutsche Studenten in Schweden Lohn-steuer zahlen müssen, während ihre schwedischen Kollegen in der Bundesrepublik davon befreit sind.

Auch die mangelnde Objektivität in den Deutschland und einzelne Deutsche betreffenden Fragen hätte Klaus Beste manchen von Vorurteilen nicht freien schwedischen Zeitungen ankreiden können.

Es ist stets ein gewagtes Unterfangen, nach einem für Werk-studenten doch im allgemeinen sehr kurzen Auslandsaufenthalt und in kaum mehr als hundert Zeilen, das Wesen von Land und und in kaum mehr als hundert Zeilen, das wesen von Land und Leuten darstellen zu wollen und zu behaupten: so ist es, "— det är Sverige — das ist Schweden!" Es wäre bescheidener gewesen, wenn der Artikel mit der Frage "Är det Sverige?" — "Ist dies Schweden?" überschrieben und beendet worden wäre. Wolfgang H. Fischer

Akademische Abfertigung

In der Januarnummer des DISKUS, Seite 10, hat sich das Universitätssekretariat in einer Leserzuschrift gegen den Artikel "Bildungsmonopol" gewandt, in welchem unter Hinweis auf die beschränkte Zahl von Studenten, die sich täglich im Sekretariat anmelden können, die Meinung geäußert worden war, die Universitätsverwaltung maße sich eine ihr nicht zustehende Auslese

Die Antwort des Universitätssekretariats vermag nicht zu befriedigen. Der Meinung der Damen und Herren der Verwaltung zufolge sind die Studenten selbst daran schuld, wenn sie sich nicht fristgemäß zurückmelden können. Was studieren sie schließlich an einer Hochschule, deren Sekretariat nicht besser besetzt, durch Erkrankungen sogar noch geschwächt ist? Früher haben, so heißt es, sich Studenten zu Aushilfsarbeiten bei der Verwaltung zur Verfügung gestellt, heute tun sie es nicht mehr; man denke, die anspruchsvollen Akademiker scheinen nur an die Hochschule zu kommen, um Vorlesungen zu hören. Wenige Sätze vor dem Vorwurf mangelnder Einsatzfreudigkeit der Studenten in der Verwaltung bemerkt das Universitätssekretariat aber, die wegen Krankheit ausgefallenen eingearbeiteten Kräfte seien nicht kurzfristig zu ersetzen. Demnach hätten aushilfsweise tätige Studenten die Schwierigkeiten gar nicht beheben können. Die Frage bleibt, ob nicht vielleicht doch das Sekretariat selbst die Schwierigkeiten hätte beheben können, wenn esz. B. von dem gewiß schönen Brauch der dreistündigen Öffnungszeit zu Gunsten einer vielleicht fünfstündigen Öffnungszeit abgewichen wäre. Oder wenn man die Rückmeldefrist verlängert hätte. Aber geheiligte Bürokratentradition verbietet jede solche Änderung. Es bleibt bei dem bequemen Satz: "Die Studenten sind selbst schuld"

Bei der Lektüre der Leserzuschrift des Sekretariats findet man auch den Ausdruck "büromäßige Abfertigung der Studenten". Vor einigen Jahren hatte das Sekretariat ein Schild an der Tür hängen, auf dem geschrieben stand, wann die Studenten "abgefertigt" würden. Diese aus dem Paketpostbetrieb stammende Ausdrucksweise wirft ein bezeichnendes Licht auf die Vorstellung der Universitätsverwaltung von ihren Pflichten. Um es deutlich zu sagen: Die Universitätsverwaltung hat den Professoren



Photodruck

Dissertationsdruck.



und Studenten in höflicher Weise zu dienen. Dafür kann sie Achtung und Anerkennung der Professoren und Studenten verlan-Die Verwaltung erweckt aber gelegentlich in Form und Handhabung den Eindruck, als betrachte sie Professoren und Studenten als ihr zur Verfügung gestelltes Material. So sparte sich auch die Universitätskassenverwaltung, oder wie die dort beschäftigten Herrn die Quästur zu nennen belieben, wenn sie die Gehaltszettel an Professoren und Assistenten verschickt, auf den Briefumschlägen die Anrede "Herr". Ich will nicht verallgemeinern, es gibt Teile der Universitäsverwaltung, die in jeder Beziehung vorbildlich arbeiten. Aber es gibt eben auch die anderen. Alexander Böhm

Who's what?

In Ihrer Ausgabe vom Dezember 1956 (Deutschlandausgabe) kann es sich ein gewisser E. Faber nicht verkneifen, auch in den Chor der Hetzer einzustimmen, den verschiedene sozialistische Zeitungen wie z. B. das Hamburger Echo und die Freie Presse, anscheinend auf Anregung christlicher Kirchenbeamter, gegen Frau Dr. med. Ludendorff und ihre Anhänger in letzter Zeit angestimmt haben. Auch ihm muß gesagt werden, wie es dem christl. Kirchenbeamten Kirchenrat D. Dr. Hutten von einem Leser gesagt wurde, daß er das christliche Gebot "Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten" schwer verletzt hat.

Und eine deutsche Universitätszeitung gibt sich dazu her, einem solchen Hetzer seine Spalten zu öffnen. Ich erlaube mir der Schriftleitung angeschlossen einen "offenen Brief" an den obengenannten Kirchenbeamten zugehen zu lassen mit der Bitte, ihn selbst zur Kenntnis zu nehmen, ihn aber dann auch dem Herrn E. Faber zuzustellen, aber nur dann, wenn Sie den Herrn Faber so kennen, daß es sich bei ihm um einen Mann handelt, dem daran liegt, die objektive Wahrheit kennenzu-

Professor Dr. Dr. h. c. Mensching von der Universität Bonn schrieb einmal: "... Und es gehört zu den tragischen Erscheinungen des Lebens, daß diejenige Größe, die den Menschen mit der Welt des Heiligen verbindet, ihn so vielfach in erbittertem Haß von seinen Mitmenschen trennt und nicht selten sogar zu grausamen Handlungen veranlaßt hat. Wenn also Religion zu einer Grundlage des Friedens werden soll, dann muß an die Stelle der religiösen Intoleranz die religiöse Toleranz treten"

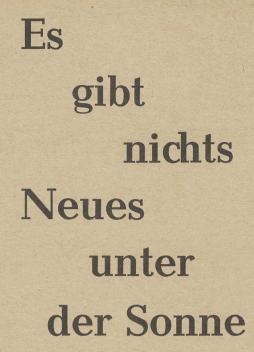
Wie weit hievon entfernt steht die Einsendung des Herrn Faber "Ein trüber Quell"!

Mit vorzüglicher Hochachtung Hartmann

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt der "Vermittlungsstelle für europäische Studienreisen" bei, den wir Ihrer freundlichen Beachtung empfehlen.



hessenerlaß





jazz at the philharmonic



werkstudent



Die Abbildungen sind dem Diederichs-atlas "Deutsches Leben der Vergangen-heit in Bildern", Jena 1908, entnommen.



corpsstudent



radfahrer



dieses bild bedeutet nichts — ist nur zum anschauen